

*Oliver Lubeck*

DAS ROTE BUCH

1. Auflage  
**Sonderausgabe für Roman Stanek**  
von Team Seefried GmbH & Co. KG  
Agentur für Incentives und Event-Marketing  
[www.teamseefried.de](http://www.teamseefried.de)  
Heinrich-Kley-Straße 12  
80807 München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Urhebers unzulässig.  
Copyright © 2003 by TEAM SEEFRIED  
Produktion und Gestaltung  
DYNAMO MÜNCHEN® Kreativ-Dienstleistungen  
Published by Team Seefried GmbH & Co. KG

*Oliver Lubeck*

**DAS ROTE BUCH**

*oder*

*Die alles außer gewöhnlichen Erlebnisse  
des Herrn Roman Stanek*



Vor vielen Jahren, tief im Osten, ereignete sich Folgendes: Ein kleiner, bleicher Frauenkörper, umsäumt von den Wogen eines schneeweißen Satinkleids, schwebte herab in den ‚Fürstenkeller‘ des Hotels ‚Wagensteig zu Fünfbrüggen‘. Zweifellos eine dieser Erscheinungen, die nur in der Ferne existieren. Wie ein Gewitter, ein Berg oder ein Filmstar. Die Stufen der mächtigen Freitreppe schienen unter ihren Lackschuhen zu schmelzen und verzückt davon zu fließen. Ihr Blick, giftgrün und unbeeindruckt, funkelte zwischen einem Meer aus rotem Haar hervor und verwirrte sogleich jeden einzelnen der Festgäste, den er traf. Und hätte sich Roman Stanek nicht so konsequent für den prosaischen Geschäftsmann gehalten, der er alles in allem auch recht gern war, er hätte sich des Begriffs ‚bezaubernd‘ wohl kaum so lang zu erwehren vermocht.

„So - und nun passen Sie gut auf, was gleich passiert“, hörte er plötzlich eine vertraute Stimme in sein Ohr flüstern.

„Frau Miklitz –“, lächelte er, „ich habe Sie gar nicht gesehen. Was hat Sie denn bei einem so unwirtlichen Wetter...“.

„Pscht! Geben Sie acht!“, mahnte Frau Miklitz und wies mit ihrem Kinn zum Eingang am Gipfel der Treppe hinauf. „Haben Sie das hübsche Ding in dem weißen Satinkleid gesehen? Natürlich haben Sie“. Sie fischte eine Armbanduhr aus ihrer Handtasche. „Also, Achtung: Genau 7 Minuten. Sie werden sehen. Danach können Sie glatt die Uhr stellen. Achten Sie auf den Eingang. Noch... 6 Minuten und 35 Sekunden...“.

Roman Stanek achtete auf den Eingang. Und war sich dabei nicht sicher, ob er bislang jemals einen derart ratlosen Ausdruck in seinem Gesicht beherbergt hatte. Was tut man nur 6 ½ Minuten lang, so ungemein nutzlos dastehend, dazu eine mit Likör und allerlei Fähnchen gefüllte Kokosnussschale in der Hand, umringt von etwa 80 Damen und Herren in exotischer Kostümierung (wozu er selbst nichts als einen schwarzen Smoking beizutragen hatte) und beschallt von den Trommelklängen einer schweißgebadeten Asiaten-Kombo? Das alles freilich nach über 2 Stunden Schleichfahrt durch Nebel und Schneegestöber, was der ganzen künstlichen Tropen-Atmosphäre hier nun eine gewisse Skepsis abfordern musste? Roman Stanek wurde in diesem Augenblick einmal mehr bewusst, dass er *Gast* war – in einer vollkommen fremden Welt. Der einzig wirkliche Gast. Denn alle Übrigen schienen hier im Grunde eher zuhause zu sein.

Nicht ganz ein Jahr war es nun her, und nur einem dummen Zufall zu verdanken, dass er zum ersten Mal

eines dieser sonderbaren Feste besuchen durfte. Eines dieser sonderbaren Feste, die eine nicht minder sonderbare Gesellschaft in unregelmäßigen Abständen an den verschiedensten und ungewöhnlichsten Orten feierte. Stets wechselnde Mottos, stets wechselndes Programm. Kein fremdartiger Ort, keine Attraktion und kein Genuss, der spektakulär und einzigartig genug gewesen wäre, um nicht von der nächsten Veranstaltung wieder überboten zu werden. Wobei kein einziger der augenscheinlich sorgsam auserlesenen Gäste ihm bislang hatte sagen können, wer denn eigentlich Veranstalter dieser Feierlichkeiten war. Geschweige denn, *was* jeweils gefeiert wurde. Im Laufe der Zeit hatte man sich allgemein wohl mit der Unwissenheit arrangiert. Zumal Neugier, Sehnsucht und Unterhaltungsbedürfnis ansonsten ausgiebig befriedigt wurden. Einzig Jana Miklitz war wie er. Auch sie war so hoffnungslos offenkundig fremd in diesem Ambiente. Auch sie war vor ein, zwei Jahren eher zufällig in diese Gesellschaft geraten und pilgerte seitdem wie er dem rätselhaften Veranstaltungs-Zirkus hinterher. Vielleicht – wie er selbst auch – von dem Geheimnis gelockt, was und vor allem *wer* all diese ungewöhnlichen Feste veranlasste.

Im Augenblick also kam sich Roman Stanek noch um einiges hilfloser und unpassender vor, als er es in dieser Runde ohnehin schon gewohnt war. Er starrte seit knapp 6 Minuten wie gebannt zum Eingang über der Freitreppe hinauf, während sich der Rest der Gesellschaft zu den exotischen Trommelrhythmen verbog oder rauchend, trinkend und plaudernd auf den nächsten Einfall des

Gastgebers wartete. Er wusste ja nicht einmal, *für was* er da ausharrte. Und Jana Miklitz war ihm da wahrlich keine große Hilfe. Sie genoss mit wissendem Grinsen seine Ahnungslosigkeit, überprüfte hier und da ihre Armbanduhr und schwieg.

Noch knapp 20 Sekunden. Roman Stanek wagte, für einen Moment seinen Blick von der Eingangstür zu lösen und in der Menge nach der rothaarigen Schönheit im weißen Satin zu forschen. Er fand sie weiter hinten, direkt neben der Bühne der Musiker an die Bar gelehnt und lächelnd in die Menge blickend. Und obwohl ihr Kleid, das in diesem Licht wie eine milchige Flüssigkeit um ihren Körper floss, ein Affront gegenüber jeglicher Kostümierung sein musste – und offenbar auch sein wollte – war sich Roman Stanek völlig sicher, dass man ihre Garderobe einstimmig zum gelungensten Kostüm des Abends gewählt hätte, wäre ein solcher Wettbewerb vorgesehen gewesen.

„Jetzt! Schauen Sie nach oben“, hauchte Jana Miklitz. „Siebenundfünfzig – achtundfünfzig – neunundfünfzig – und:...“.

Und tatsächlich. Auf die Sekunde genau öffnete sich die Eingangstür. Nun, die Musik verstummte *nicht*. Die Tanzenden hörten *nicht* auf zu tanzen. Und es war auch *nicht* mit einem Mal totenstill. Aber Roman Stanek war sich sicher, dass all das mehr als angemessen gewesen wäre. Die Tür öffnete sich – und ein kleiner, bleicher Frauenkörper, umsäumt von den Wogen eines schneeweißen Satinkleids, schwebte herab in den ‚Fürstenkeller‘ des Hotels ‚Wagensteig zu Fünfbrüggen‘. Zweifellos eine dieser Erscheinungen, die nur in der

Ferne existieren. Wie ein Gewitter, ein Berg oder ein Filmstar. Die Stufen der mächtigen Freitreppe schienen unter ihren Lackschuhen zu schmelzen und verzückt davon zu fließen. Ihr Blick, giftgrün und unbeeindruckt, funkelte zwischen einem Meer aus rotem Haar hervor und verwirrte sogleich jeden einzelnen der Festgäste, den er traf. Exakt 7 Minuten nachdem Roman Stanek haargenau diese Szene bereits mit dem sicheren Gefühl der Einzigartigkeit dieses Momentes bewundert hatte, wiederholte sie sich. Das war kein simples Déjà vu mehr, *das* war schlicht Zauberei, dachte er. Er warf einen tiefen Blick in seine Kokosnussschale, war sich aber sogleich sicher, dass ihr erbärmlicher Alkoholgehalt wohl kaum dafür verantwortlich sein konnte. Und doch hätte er jeden Eid geschworen: Das da oben war dieselbe Frau, die zur gleichen Zeit noch immer lächelnd an der Bar lehnte und die kostümierten Tänzer beobachtete.

„Na? Hab‘ ich zuviel versprochen?“, schmunzelte Jana Miklitz genießerisch. „Genau 7 Minuten. Auf die Sekunde. Ist doch Hexerei. Haben Sie noch nie von den Doran-Zwillingen gehört? Und von den berühmt-berühmtesten 7 Minuten? Sie kennen mich doch zumindest gut genug, um mir glauben zu können, dass mich dieses ganze paranormale Gemunkel im Allgemeinen nun wirklich nicht so besonders beeindruckt. Oder? Aber wenn die Geschichte der zwei nun *kein* raffiniertes Haschen nach Aufmerksamkeit ist – ist das schon eine wirklich gespenstische Angelegenheit, das Ganze“.

Nein, Roman Stanek hatte noch nie von den Doran-Zwillingen gehört. Und von den ,berühmt-berühmtesten 7

Minuten‘ somit schon gerade nicht. Durchaus möglich, dass es sich dabei wieder bloß um eines dieser Spielchen handelte, mit denen der ‚unsichtbare‘ Gastgeber seine Gäste hier und da hinters Licht zu führen pflegte. Sollte dem so sein, war dieses Spielchen – soweit es ihn anbelangte – einmal mehr erfolgreich. Zu bezaubernd und zu reizvoll war die Aura um die zwei jungen Frauen im weißen Satin, als dass er die Rolle des Genarrten nicht mit inbrünstiger Freiwilligkeit in Kauf nehmen wollte. Somit war er auf der Stelle bereit, den prosaischen Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gern war, mal für einen Moment zu vergessen und sich auf allerlei Hörensagen und Unerklärlichkeit einzulassen.

„Sie sehen ganz so aus, als wären Sie ausnahmsweise bereit, den prosaischen Geschäftsmann, der sie ja alles in allem wohl recht gern sind, mal für einen Moment zu vergessen und sich auf allerlei Hörensagen und Unerklärlichkeit einzulassen“, lächelte Jana Miklitz. „Na, damit kann ich dienen“, hustete sie und winkte sich jemanden zur Bestellung einer heißen Schokolade heran. Eine Erkältung hatte ihre ansonsten so lebendigen Augen ein wenig gebleicht und mit dunklen Rändern versehen.

„Ich weiß gar nicht mehr, wer mir zuerst von den Doran-Zwillingen erzählt hat“, keuchte sie in ihr Taschentuch. „Das Ganze begann bereits vor knapp 28 Jahren. Mit den Wehen von Karina Doran. Es muss eine so scheußliche Nacht wie die da draußen gewesen sein. Ganz Fünfbrüggen ächzte unter meterhohen Schneemassen, der Verkehr quälte sich im Schnecken tempo übers vereiste Pflaster der Kreuzallee und selbst die unermüdlichen Hochbahnen der Brander-

Werke standen still. Hans Doran, ein Fischgroßhändler aus der Tarejischen Provinz, der mit seiner Frau auf Geschäftsreise in Fünfbrüggen logierte, telefonierte verzweifelt nach einem Arzt oder einer Hebamme. Aber wie gesagt, ganz Fünfbrüggen war vom gewaltigen Wintereinbruch stillgelegt. Die einzig greifbare Hilfe bestand somit in einem ziemlich unterbelichteten Stubenmädchen, das angeblich seiner Mutter bei den Geburten der jüngeren Geschwister geholfen hatte, wie es auf dem Land nicht unüblich war. Es stellte sich dann aber rasch heraus, dass sie mit der Einschätzung ihrer Fähigkeiten ziemlich daneben lag. Die arme Karina Doran hatte wahre Höllenqualen zu erleiden, endlose Stunden lang, und jeder Handgriff des Stubenmädchens schien die Tortur nur zu verschlimmern. Irgendwann schließlich, als schon kaum jemand mehr den rechten Glauben hatte, dass Mutter und Kind diese schreckliche Nacht überleben würden, wurde die erschöpfte Runde von den ersten Schreien der neugeborenen *Sonja Doran* erlöst. Und als Hans Doran den Säugling weinend in seinen Armen wog, war man nach all den Strapazen derart erleichtert, dass zunächst niemandem das schmerzzerfüllte Stöhnen der Mutter auffiel, die weiterhin mit furchtbaren Schmerzen kämpfte. Das Stubenmädchen beruhigte, dass es sich dabei wohl lediglich um Nachwehen handele, welche die Nachgeburt mit sich brächte. So verstrichen weitere, qualvolle Minuten, bis sich herausstellte, dass es sich dabei *keineswegs* um eine Nachgeburt handelte. Zumindest nicht in der Form, die allgemein darunter verstanden wird. In ganz seltenen Fällen liegt ein zweites Kind derart ungünstig hinter dem

ersten, dass es selbst von einem geschulten Auge noch während der Geburt nicht entdeckt wird. Ein verborgener Zwilling, schon im Mutterleib in den Hintergrund gedrängt und so oft wesentlich kleiner und schwächer als der dominante Konkurrent. Wie *Inja Doran*, die aufgrund dieser ungewöhnlichen Umstände erst Minuten nach der Geburt ihrer Schwester entdeckt und zur Welt gebracht werden konnte. *7 Minuten*, um genau zu sein...“.

Dass Jana Miklitz eine derart gewandte Erzählerin ist, war Roman Stanek bislang nie aufgefallen. Er mutmaßte, dass ihr ungeahntes Talent genau denselben Ursprung hatte, wie sein so plötzliches, verklärtes Interesse an Geschichten wie der soeben gehörten. Und dieser Ursprung war zweifellos in dem Anblick der beiden Schwestern im weißen Satin zu suchen, die sich augenblicklich – durch knapp 50 Meter und gegenseitiges Desinteresse voneinander getrennt – den Blicken ihrer Umgebung anboten.

Gerade jetzt aber, als ihre Geschichte zum wirklich interessanten Teil übergehen wollte, begann eine Handvoll angespannt lächelnder Hostessen, die Tanzfläche zu räumen. Der ganze festliche Klangteppich verging rasch in andächtiges Raunen, und überall an den Wänden, auf den Tischen und in den Barschränken erlosch das Licht. Einige Minuten lang geschah rein gar nichts. Und bis auf Jana Miklitz' Husten war es absolut still. Dann, ganz allmählich, wuchs hinter dem Podium ein glühend rotes Licht in die Höhe. Ein Feuerteppich schwelte flach über den Bühnenboden und ein Regen aus kupfern glitzernden Wassertropfen verzichtete in den Flammen. Der Rauch, der dadurch entstand, zog sich in

feinen Fäden zur Decke hinauf und kroch an ihr entlang durch den ganzen Saal. Aus den Lautsprechern dröhnte in Chören und Hörnern irgendeine dramatische Hymne. Trommeln, geschlagen von muskulösen Schatten zu beiden Seiten der Bühne, mischten sich darunter. Und als die Spannung der irritierten Festgesellschaft nun unweigerlich ihren Höhepunkt erreicht hatte, bäumte sich im Zwielflicht ein riesiger, undefinierbarer Körper aus den Flammen auf. Ein Tier. Einige Meter lang. Allein bestehend aus einem Hals, der sich elegant und muskulös hinauf wand und überzogen war mit einer pulsierenden Haut, die in der Feuchtigkeit und im Licht der Flammen wie aus Quecksilber glänzte. In seinem Kopf brannten zwei grüne Augen, und Rauch quoll aus seinem Maul. Als nun schon kaum mehr jemand die Echtheit dieses Wesens anzuzweifeln wagte, begann es sich plötzlich zu zerlegen. Nach und nach schälte sich eine Schar junger Frauen in silbernen Trikots aus dem Körper heraus und glitt eine nach der anderen geschmeidig zu Boden, bis sich das Untier schließlich vollständig aufgelöst hatte. Der Kopf entpuppte sich als eine kleine Feuerschluckerin, ein Mädchen mit zwei beleuchteten Glaskugeln in den Händen, um das die übrigen nun mit wilden Schreien zu tanzen begannen. – Ein Drachen, geformt aus akrobatischen Frauenkörpern. Großartiger Einfall. Mit diesem zielsicheren Fingerspitzengefühl und der Perfektion inszeniert, die das verwöhnte Publikum in diesem Rahmen eigentlich auch schon voraussetzte. Trotzdem war der Applaus ebenso wild und stürmisch, wie der Tanz der silbernen Artistinnen. „Sie wissen doch, liebe Freunde: Geheimnis ist nur das, für das man keinen

anderen Namen findet‘, raunte eine Stimme aus den Lautsprechern. ‚Willkommen in der Welt der Fremde. Willkommen genau da, wo immer Sie heut Abend sein wollen. Willkommen zuhaus‘. Roman Stanek kannte diese Stimme inzwischen gut. Und doch war es ihm bislang einfach nicht möglich gewesen, sich an sie zu gewöhnen. Sie gehörte allem Anschein nach seinem unbekanntem Gastgeber, klang außerordentlich warm und sympathisch, ließ aber zuweilen auch eine Spur Tücke, fast Häme vermuten. Eine gewisse genussvolle Arroganz gegenüber dem Ausgeliefertsein der Gäste. Seit seinem denkwürdigen ersten Abend, nach all den Reisen und ungewohnten Erlebnissen in dieser Gesellschaft, lagen für Roman Stanek die Begriffe ‚Gast‘ und ‚Betroffener‘ zunehmend näher beieinander. Aber sie lagen eigentlich auch ganz gut so. Schließlich war ihm das süße Gefühl kindlich erregter Neugier bis vor knapp einem Jahr noch völlig fremd gewesen. Jetzt wollte er sich ein Leben ohne dieses Gefühl gar nicht mehr vorstellen.

Feuer, Regen und Rauch verschwanden allmählich und nahmen die silbernen Tänzerinnen gleich mit sich. Eins nach dem anderen gingen die Lichter wieder an. Und ein berauscher Duft riss Roman Stanek aus der Gedankenverlorenheit, mit der die letzte Attraktion in ihm nachwirkte. Eine der Doran-Schwester glitt direkt an ihm vorüber und lächelte ihm mitten ins Gesicht. Diesmal aber war er sich vollkommen sicher, dieses Lächeln mit dem absolut einfältigsten Ausdruck gekontert zu haben, den er sich überhaupt in seinem Gesicht vorstellen konnte.

„Atemberaubend, nicht?“, hustete Jana Miklitz mit einem schelmischen Grinsen. „Kaum zu glauben, dass diese beiden engelsgleichen Geschöpfe einander hassen wie die Pest. Ja, purer Hass. Jedes mal, wenn unsere..., unsere ‚Equipe‘ in Fünfbrüggen feiert, tauchen auch die Doran-Schwestern auf. Nein – eigentlich *überall*, wo in der großen Stadt etwas gefeiert wird und ausreichend Menschen ihre Schönheit und ihren eigenwilligen Charme bewundern können. Ich habe sie noch nie näher als 10 Meter beieinander stehen sehen. Und die Geschichten, die man hier und da über sie zu hören bekommt, machen das eigentlich auch wirklich mehr als verständlich. Na? sind Sie noch interessiert, Herr Stanek?“

O ja. Herr Stanek *war* interessiert. Er bemühte sich, mit seinem Nicken möglichst unbeteiligt zuzustimmen, bot Frau Miklitz seinen Arm und führte sie aus dem Menschen- und Stimmengewirr hinauf in die verwaiste Hotelbar des ‚Wagensteig‘.

Hier sortierte ein dicker Barmann in seinem Sortiment herum, vollständig ignoriert von einer blutjungen Bedienung, die auf einem Hocker gelangweilt an ihren Strümpfen herum zupfte und Kaugummi kauend in einer Illustrierten blätterte. Jana Miklitz bestellte für Herrn Stanek ein Glas Weißwein, für sich eine Tasse Tee und für ihre Nase ein Dutzend Servietten. Bis auf die Erledigung dieser Bestellung wurden sie ansonsten aber ebenfalls mit vehementestem Desinteresse bedacht.

„Die Doran-Zwillinge haben sich schon als Kinder gehasst“, führte Jana Miklitz ihren Bericht fort. „So mancher, den ich über die beiden reden hörte, beschrieb

ihr Schicksal gleich als den ‚Fluch der 7 Minuten‘. Ich kann mit solchen wüsten Aphorismen eigentlich nichts anfangen. Klingt eher nach einer Schlagzeile aus dem Schundblatt, das die Kleine da drüben gerade liest. Aber dann diese Sache mit Vik Ritter. Ich weiß nicht, ob Sie den noch kennen. Dieser Schlagerstar und Schauspieler. Seine große Zeit ist allerdings auch schon fast 15 Jahre vorbei. Na, der suchte jedenfalls damals, die Doran-Schwestern waren so etwa 10 oder 11, für eine Fernsehaufzeichnung ein kleines, hübsches, rothaariges Mädchen um die 10 Jahre alt, die er bei seinem Hit ‚Sternkind‘ – oder ‚Mondkind‘, so genau weiß ich das nicht mehr – ansingen sollte. Die Doran-Zwillinge waren wie für diese Aufgabe geboren; bildhübsch – dafür waren sie schon damals stadtbekannt - mit ihren wunderschönen roten Locken und den grünen Augen. Und beide waren völlig vernarrt in Vik Ritter. Angelockt von einer auf diesen Termin hinweisenden Zeitungsannonce, machten sich beide auf den Weg zu den Denzig-Studios, wo über die passende Kandidatin entschieden werden sollte. Getrennt, versteht sich. Nun, ums kurz zu machen: Die Straßenbahn, in der Inja Doran, die 7 Minuten jüngere der beiden saß, wurde in einen Verkehrsunfall verwickelt. So konnte ihre Schwester Sonja einige Minuten früher in den Denzig-Studios erscheinen und bekam natürlich die Rolle. Das hat bis heute Sonjas Leben – und somit auch das ihrer Schwester – entscheidend geprägt. Die Zeitungen waren damals voll mit Sonjas Fotos, ihr Gesicht erschien auf Schallplatten-Covern, auf Postern und Plakaten. Das öffnet ihr noch heute so manche Tür. So, und nun dürfen Sie dreimal raten, wieviel Minuten

früher Sonja Doran erschienen ist, um ihre bemitleidenswerte Schwester auszustechen: Genau 7 Minuten“.

Roman Stanek war bemüht, sich selbst in der Gewissheit zu bestärken, dass das natürlich alles Humbug sei, Gerüchte und Halbwahrheiten, die durch mehrfaches Wiedererzählen an Dramatik und Mystifizierung gewinnen müssen. Mal angenommen, das Ganze hatte sich tatsächlich so abgespielt; vermutlich war alles nichts weiter als eine stetig wachsende Anhäufung von selbsterfüllenden Prophezeiungen. Die außergewöhnlichen Umstände ihrer Geburt, ihre Schönheit und nicht zuletzt das ohnehin nicht alltägliche Dasein als Zwilling haben sowohl ihre Umgebung als auch sie selbst zur Züchtung scheinbar unerklärlicher Ereignisse verleitet. Nun, Roman Stanek wollte auf jeden Fall fest daran glauben, dass er als der prosaische Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gern war, problemlos zu einer ganz simplen, logischen Wahrheit hinter all dem scheinbar Unerklärlichen kommen konnte. Doch wurde ihm gleichsam zunehmend bewusst, dass ihm das eigentlich gar nicht so sehr gefallen würde.

„Ja, ich habe genau dasselbe gedacht, das Sie gerade denken“, sagte Jana Miklitz. „Aber diese Anekdote war ja bloß der spektakulärere Auftakt zu einer nicht enden wollenden Ereigniskette nach stets demselben vertrackten Muster. Alles Erstrebenswerte, jeder Erfolg und jeder Gewinn wurde der Jüngeren immer wieder von der erstgeborenen Schwester vor der Nase weggeschnappt. Und immer wieder diese teuflischen 7 Minuten. Ob im Beruf, in der Familie oder in der Liebe: Sonja Doran war

ihrer Schwester Inja immer um 7 Minuten voraus. Beide haben die gleichen Qualitäten, den gleichen Geschmack, die gleichen Bedürfnisse. Aber alles, was Inja haben will, hat Sonja 7 Minuten früher. Doch nicht nur das. Es wird ja noch viel bizarrer. Da kursiert die Geschichte von diesem verrückten Schlüsselbeinbruch. Mit 14 wollte Sonja Doran unbedingt herausfinden, wie weit sie mit einem Tischtuch als Gleitschirm vom Dach einer Scheune fliegen kann. Das Ergebnis war besagter Schlüsselbeinbruch. Und gerade, als die aufgelöste Mutter mit der ersten Hilfe begonnen hatte, ertönte aus dem Haus ein Schrei. Aus dem Keller, in dem Inja Doran zu nah am Rand des Kohlenschachtes gespielt hatte. Na? Richtig! Schlüsselbeinbruch. Und? Ebenfalls richtig! Exakt 7 Minuten nach dem Schlüsselbeinbruch ihrer Schwester. Also werden die Zwei nicht nur in begehrenswerten Dingen durch die 7 Minuten verbunden (oder getrennt – wie man's auch sehen will), sondern auch in Schicksalsschlägen. Nein, ich habe diese Geschichten und all die anderen, zum Teil noch viel seltsameren, hier aus so vielen verschiedenen Quellen gehört, dass das einfach nicht bloß Gerede oder Phantasiegestöber sein kann. Ziemlich unheimlich, finden Sie nicht?“

„Unheimlich“. Nun ja. Zugegeben, die Geschichte passte mit all dem reizvollen Drum und Dran einfach perfekt ineinander. Aber Roman Stanek wollte es nach wie vor lieber bei ‚aufregend‘ belassen. Aber was auch immer tatsächlich dahinter steckte – die Geschichte war gut. Und sie trug so viele Fragen mit sich, die weit über ihre Ränder hinausführten. Ist denn nicht so ziemlich jede

dieser unberechenbaren Entscheidungen des Schicksals etwas Unheimliches? Für jeden Einzelnen? Welchen Weg schlägt man wirklich selbst, frei und vom Schicksal unbeeinflusst ein? Und wie will man solche Fragen überhaupt beantworten, wie will man seine Situation und deren Hintergründe sachlich beurteilen können, wo man doch schon von Geburt an selbst ein Teil des Rätsels ist? Was aber, wenn – wie im Fall der Doran-Schwestern – doch eine Berechenbarkeit, ein System hinter dem Schicksal existiert, das der von seinen Gewohnheiten und von seinem Alltag unentwegt abgelenkte Mensch vor lauter Schicksal bloß nicht wahrnehmen kann? Weil er schlicht keine Zeit, keine Gelegenheit dazu hat? Ist das Schicksal ein Spiel der Natur, mit dem sie ihre Geschöpfe im Zaum hält? Konversation in einer Sprache, die wir einfach nicht kennen? Roman Stanek hatte sich mit seinen Gedanken inzwischen selbst ermüdet. Vielleicht war es eben doch bloß eine gute Geschichte. Und nichts weiter. Herrje, noch vor knapp einem Jahr war sein Leben so einfach, so reibungslos und übersichtlich. Auch, wenn ihm das damals noch gar nicht so bewusst war. Jetzt, mit der stetig steigenden Dosis an Amüsement und Unvorhergesehenem, waren seine Ansprüche derart gestiegen, dass ihn inzwischen nicht einmal mehr die beiden schwarzen Panther noch wirklich befremden konnten, die von einer voluminös geschmückten Asiatin durch die Hotelbar in den Fürstenkeller geführt wurden. Und mit dem Applaus und Jubel, der bald darauf aus dem Festsaal durch die leeren Gänge des ‚Wagensteig‘ heraufhallte, kam auch das Gefühl in ihm hoch, dass sich dieser Abend mit all seinem bizarren Abzweigungen

allmählich in eine Überdosis zu entwickeln drohte. Für ihn zumindest. Drum verabschiedete er sich mit ein paar Genesungswünschen von Jana Miklitz, ließ sich Mantel, Schal und Handschuhe bringen und trottete gähnend zur Drehtür.

Bei diesem Wetter und dem damit verbundenen Verkehr auf ein Taxi zu hoffen, war zwangsläufig mit einer gehörigen Portion Geduld verknüpft. Dabei fiel ihm auf, was er eigentlich schon längst vermutet hatte; das Bild der schönen Zwillinge hatte sich nun gestochen scharf in seine Netzhaut gebrannt. Und die Episoden ihrer Geschichte spukten klar und deutlich, wie ein unablässig rotierender Spielfilm weiter in seinem Kopf herum. Unterstützt wurden seine Wachträume durch einen Zeitungsstand direkt neben dem ‚Wagensteig‘. Tief durchatmend ließ er seinen Blick über die reißende Flut der fetten Lettern rollen, die einander an Größe und Farbigkeit zu übertrumpfen versuchten. Jede Schlagzeile ein Schicksal. ‚Wahnsinniger Frauenmörder terrorisiert das Kreuzviertel!‘. Das war genau die Gegend, in der er sich gerade befand. Und er überlegte, dass sich noch in dieser Nacht, nur ein paar Gassen weiter, vielleicht gleich dort um die Ecke, möglicherweise irgendein armes Geschöpf bloß zur falschen Zeit am falschen Ort aufhalten könnte, um – völlig willkürlich ausgewählt – einem wahnsinnigen Mörder zum Opfer zu fallen. Schicksal. Aber hieß das übersetzt nun *Zufall*? Oder nicht doch eher *Vorbestimmung*? War so auch Inja Doran bereits im Mutterleib zur ‚Nachgeburt‘, zu einem Leben als ewige Zweite verdammt worden? Und konnten die

beiden diesem ‚Fluch‘ auf irgendeine Weise entgehen – oder waren sie unabwendbar, vielleicht ja nur durch ihren eigenen Glauben an dieses tückische Spiel des Schicksals, bis zum Schluss durch die 7 Minuten aneinander gefesselt?

Als wäre der Ausspruch ‚Wenn man vom Teufel spricht...‘ hier und an diesem Abend erfunden worden, rauschte Sonja Doran aus der Drehtür ins Freie. Wieder dieses betörende Lächeln. Gefolgt von einem höflichen Kopfnicken, mit dem sie sich in Richtung Nordbahnhof empfahl und wie ein im Wind schwebendes Blatt Papier ins Schneegestöber auflöste. Roman Stanek wurde von ihr einmal mehr mit diesem konsternierten Ausdruck hinterlassen, mit dem er sich inzwischen bereits abgefunden hatte. Diesmal hatte er auch wahrlich keine Lust mehr, auf die Uhr zu schauen. Er war sich ja *auch so* völlig sicher, dass zwischen der Verabschiedung von Sonja Doran und der ihrer Schwester, die wiederum just in diesem Moment durch die Drehtür glitt, präzise 7 Minuten vergangen sein würden. Selbstverständlich war es auch so. Und erst, als schließlich auch Inja Doran in die gleiche Richtung wie ihre Schwester durch das glitzernde Schneetreiben der Kreuzallee ins Dunkel tauchte, war für Roman Stanek der Abend wirklich beendet.

Als er bald darauf ins Taxi stieg, wollte er Schmunzeln. Dieser Abend hätte schließlich auch kaum eine andere Reaktion von ihm erwarten dürfen. Aber es gelang ihm nicht. Irgendeine vage Ahnung hielt ihn davon ab.

„Wohin, bitte?“

Roman Stanek starrte weiter stur ins Dunkel, in dem die Doran-Zwillinge verschwunden waren.

„Nach Hause, bitte“, murmelte er schließlich.

„Unglaublich witzig. *Den* habe ich ja wirklich noch nie gehört“, zischte der Taxifahrer zurück.

„Aber – Sie müssten doch eigentlich wissen, wo ich wohne. Hinter dem Lenkrad da sind Sie für die nächste halbe Stunde mein Schicksal. Oder nicht?“

„Ja, genau. Und diese durchgedrehten Bonzen aus dem ‚Wagensteig‘ sind wohl *mein* Schicksal“, stöhnte der Taxifahrer, murmelte noch ein paar fremdländische Schimpfwörter in seinen Bart und fuhr los.

Sonja Doran ärgerte sich über den federleichten Mantel, den sie trug. Aber es war nun einmal der Einzige, der zu ihrem weißen Satinkleid passte. Fluchend rieb sie sich die Hände, verärgert vor allem über die Tatsache, dass sie sich in dieser Eiseskälte für den weiten Weg durch die Gassen des Kreuzviertels entschieden hatte, statt auf ein Taxi zu warten. Bis auf ein paar zwischen den Fassaden

wild im Wind baumelnde Glühbirnen, war das ganze Revier stockduster. Zudem war das Kreuzviertel bekannt dafür, dass man sich leicht in ihm verlaufen konnte. Und zu allem Überfluss kursierten da noch ein paar nicht sehr beruhigende Gerüchte über einen wahnsinnigen Frauenmörder, der hier seit ein paar Monaten sein Unwesen treiben sollte. Ein paar hundert Meter zurück waren wenigstens aus vereinzelt Fenstern noch lauthalse Streitigkeiten, Säuglingsschreie oder Radiomusik zu hören gewesen. Hier, im Labyrinth der Fuhrparks und Lagerhallen, war es um diese Zeit totenstill – bis auf dieses Knirschen von Schritten im Schnee, das Sonja Doran allmählich zunehmend deutlicher hinter sich zu hören glaubte. Vielleicht bloß jemand auf dem selben Weg wie sie in Richtung Nordbahnhof unterwegs, beruhigte sie sich. Womöglich gar jemand, dem sie noch ein paar Minuten zuvor im Fürstenkeller des ‚Wagensteig‘ begegnet war. Sie blieb für einen Moment stehen und lauschte. Das Knirschen war verstummt. Sich selbst zu mehr Vernunft mahnend, schüttelte sie den Kopf und ging weiter. Doch auch das Knirschen war wieder da. Sie erhöhte ihr Tempo. Auch das Knirschen folgte schneller. Sie machte Umwege durch Seitenpfade, um zu sehen, ob ihr die Schritte tatsächlich nachfolgten. Sie folgten ihr nach. Allmählich wechselte ihr Gang in Laufen. Auch hinter ihr begann jemand zu laufen. Rennen. Auch hinter ihr Rennen. Bald verlor sie völlig die Orientierung. Ihr erregter Atem verursachte schreckliche Seitenstiche, ihre Lackschuhe knickten ständig um, und das Schneegestöber hatte derart zugenommen, dass kaum mehr etwas zu erkennen war,

das weiter als fünf Meter entfernt lag. Zu beiden Seiten ihres Weges, über ihrem Kopf, überall um sie herum schnellten vielarmige schwarze Schemen auf sie zu, Wäschestücke, herabhängende Kabel oder flatternde Planen. Das Kreischen der Ladekräne im Wind klang wie verzweifelte Schmerzensschreie. Immer wieder tauchten riesige Gesichter mit bedrohlich aufgerissenen Augen und Mäulern aus dem Dunkel auf. Wahlplakate der Arbeiterbewegung. Für Sonja Dorans überforderten Verstand jedoch ein wahnsinniger Mörder nach dem anderen. Rasch war ihr Irrweg vollends zum Blindflug geworden. Die herabströmenden Schneemassen schienen sich wie zentnerschwere Arme um ihren Körper zu legen. Bald war außer dem endlosen, schmutzigen Grau ringsum rein gar nichts mehr zu erkennen. So stieß sie irgendwann hart an eine Mauer. Benommen von der Wucht des Aufpralls versuchte sie sich zu orientieren. Sie war in eine Sackgasse geraten. Die Schritte ihres Verfolgers wurden langsamer. Vielleicht hatte auch er die Orientierung verloren. Vielleicht würde er an dem schmalen Schlitz zwischen den zwei Lagerhäusern, in dem sie gefangen war, einfach vorüber gehen. Mit diesen und zahllosen ähnlich bemüht optimistischen Gedanken versuchte sie sich selbst Mut einzuflüstern. Doch der Rhythmus des Knirschens war zu zielstrebig, viel zu gleichmäßig und bereits viel zu dicht. Mit aller Gewalt presste sie ihren Rücken gegen die Ziegelwand. So, als würde die irgendwann mitleidig nachgeben können. Durch Tränen und wirr zuckende Augenlider versuchte sie, etwas erkennen zu können. Der Schatten einer schlanken Gestalt kam direkt auf sie zu. Und wie durch

einen schweren, weichen Vorhang tauchte ihr Verfolger schließlich durch den Schnee hervor.

„Inja! Mein Gott! Sag mal, willst Du mich umbringen?“, keuchte Sonja Doran erleichtert, als sie ihre Schwester erkannte. Das war wohl auch das erste Mal, dass einer der Zwillinge dem anderen mit einem Lächeln begegnete.

„Was machst du denn hier? — Was ist? Hast du Deine Zunge verschluckt?“, zischte Sonja und richtete sich ihre Garderobe.

„Das verzeih‘ ich dir nie, du Hexe!“, antwortete Inja. Ihre giftgrünen Augen glühten, ihr Mund bebte, und ihr ansonsten so weißer Teint war mit einem mal leuchtend rot erhitzt.

„Herrje, was ist es denn diesmal? Was willst du mir denn jetzt wieder ‚niemals verzeihen‘, hm?“

„Du wolltest ihn doch gar nicht! Er war dir doch gar nicht reich genug! Du hast ihn dir nur genommen, weil ich ihn wollte! Du widerwärtiges Miststück!“. Inja Dorans Stimme begann vor Zorn zu brechen und zerriss in einem hellen Wimmern.

„Ach je. Du redest von Veron“, seufzte Sonja und untersuchte ihre Lackschuhe auf mögliche Schäden. „Das ist doch schon längst wieder vorbei. Er wollte dich einfach nicht. Na ja, wärest du damals ein paar Minuten früher in der ‚Berstein-Bar‘ erschienen, wer weiß – vielleicht hätte er den Antrag ja *dir* gemacht“. Sonja wusste genau, dass ihr Lächeln und ihr Zynismus reines Salz in Injas Wunden bedeuteten und Öl auf das Feuer ihrer uralten Wut. Aber so war das eben – keine von beiden konnte dem Spiel entkommen, das ihnen vom

Schicksal vorherbestimmt war. Sie wussten wohl auch nicht einmal mehr, ob sie ihm überhaupt jemals zu entkommen beabsichtigt hatten.

„Nein“, fasste sich Inja, „diesmal geh ich dir nicht mehr auf den Leim. Du wirst mich diesmal nicht wieder als tobsüchtige Verrückte stehen lassen. Nie wieder. Ich mache Schluss mit diesem ganzen, grausamen Unsinn. Ein für alle Mal!“ Mit diesen Worten zog sie einen Revolver aus ihrer Manteltasche. Ihr Mienenspiel wechselte unkontrolliert zwischen Schmerz, Arroganz und Lächeln hin und her. „Mach’s gut, Sonja. Jetzt – ist ein für alle Mal Schluss. Sieh doch, eigentlich..., eigentlich tue ich ja *uns beiden* einen Gefallen“.

„Bist du jetzt völlig wahnsinnig geworden? Steck das blödsinnige Spielzeug weg und...“. Plötzlich, wie von einer unwiderstehlichen Autorität gedrängt, blickte Sonja ihrer Schwester tief in die Augen – wohl zum ersten Mal in 28 Jahren - und erschrak. Dieses bleierne Monument aus Entschlossenheit und Hass, das sie da in diesem Blick entdeckte, machte ihr mit einem Schlag bewusst, dass dies wahrlich kein Spiel mehr war.

„Denk doch nach, Inja! Du hast keine Ahnung, was du da tust! Wenn du mich tötest, dann wird doch auch...“.

Ein Schuss brüllte durch die Lagerhallen – und hallte noch Minuten lang in den Fuhrparks, Höfen und Gassen des Kreuzviertels wieder.

Es schien, als atmete das ganze Revier tief durch. Gelöst und erleichtert, wie von einer schweren Last befreit. Das Wirbeln und Drängen des Schnees zog sich allmählich zurück. Als wäre in der Entspannung der Natur das Spiegelbild des Schicksals zu erkennen, das

gerade erschöpft seinen Taktstock sinken ließ. Der Schnee *fiel* wieder. Friedlich rieselnd, wie man es von ihm gerne sieht und im Allgemeinen auch gewohnt ist. Inja Doran taumelte mit geschlossenen Augen im Kreis herum, reckte den Kopf gen Himmel und fing die Flocken mit dem offenen Mund. Es war vorbei. Erlöst. Das übermächtige, gnadenlose Schicksal doch noch besiegt. Sie wollte lauthals loslachen, doch ihr Gesicht mochte sich nicht rühren. Sei's drum. Die ‚Nachgeburt‘ würde nun endlich allein über sich herrschen. Von nun ab, für den Rest ihres Lebens, würde *sie* die Erste sein. Derart benommen von der Sturzflut neuer Emotionen, derart überfordert von der Auswahl ihrer nächsten Gefühlsregungen war sie, dass ihr das Knirschen der Schritte völlig entgangen war, das sich seit einigen Minuten bereits zielstrebig genähert hatte. ‚*Denk doch mal nach, Inja! Du hast keine Ahnung, was du da tust!*‘. Was hatte Sonja sagen wollen? ‚*Wenn du mich tötest, dann wird doch auch...*‘. Was würde dann auch? Mit einem Mal, eiskalt, messerscharf und pochend, kroch ihr ein erschreckender Gedanke den Rücken hinauf. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie auf die Uhr an ihrem bebenden Handgelenk. Sie konnte ihr Herz schlagen hören. Sie hörte die Erkenntnis durch ihr Hirn Rauschen. Sonjas letzte Worte, immer und immer wieder im Takt. Dann spürte sie die Hitze eines fremden Atems auf ihrem Nacken. Ein billiges Aftershave drängte sich in ihre Nase. Und etwas Kaltes, Glänzendes legte sich schmerzhaft an ihren Hals.

„So ein böses Mädchen“, murmelte eine helle Männerstimme. „Und was für schöne Haare du hast.“

Wollen wir auch ein wenig Schicksal miteinander spielen, wir beide?“

Die sieben Minuten waren um. Aus.

Mit einem dumpfen Stöhnen fuhr Roman Stanek aus seinem Schlaf auf. Wieder dieser Traum. Und immer wieder der gleiche. Seit Wochen nun schon. Kaum schloss er die Augen, spinn sich die Mär um das Rätsel der Doran-Zwillinge auf diese bizarre Weise selbständig weiter. Dabei lag seine letzte und einzige Begegnung mit ihnen – damals, an diesem denkwürdigen Abend im ‚Wagensteig‘ – inzwischen bereits über 5 Wochen zurück. Wie kam er bloß auf solche Räuberpistolen? Als der prosaische Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gerne war, konnte er sich dieses ausufernde Phantasiegestöber, das er sich da seit geraumer Zeit zusammenträumte, schon grad nicht erklären. Geistesgestörte Killer und fluchbeladene Morde im Fünfbrügger Kreuzviertel. Was für ein Unsinn. Aber so erschreckend realistisch. Geträumte Schlussfolgerungen. Nichts weiter, vermutlich. Trotzdem nicht gerade sehr typisch für ihn.

Er schüttelte den Kopf, um erst einmal der Zeit ihre wahre Geschwindigkeit zurück zu geben. Wo war er überhaupt? Vor ihm etwa zwei Dutzend Sitzreihen mit lesenden, leise plaudernden oder schlafenden Menschen. Neben ihm ein gutaussehender, äußerst elegant gekleideter Mann mit grauen Schläfen, der an einer unentzündeten Pfeife kaute und lächelnd vor sich hin

sinnierte. Am Ende der röhrenförmigen Kabine ein paar Stewards in weiß, die auf ihren Tablett Kaffeegegeschirr umher trugen. Zu seiner Linken schließlich ein ovales Kunststoff-Fenster, dessen Ausblick ihn im ersten Moment erschrecken ließ. Hinter dem Fenster, zum Greifen nah, zogen ein paar violette Wolkenfetzen gemächlich an ihm vorüber. Und etwa 2000 Meter darunter lag das Meer und schäumte. Und erst, als er das leise Summen der Rotoren wieder wahrnahm, wusste er wieder, *wo* er war. ‚Fürst Hakon‘; das war der Name des luxuriösen Luftschiffs, von dessen Fahrt er eine Woche zuvor in der Einladung las. ‚Eins sein mit der Luft‘, hieß es da. ‚Mit der natürlichen Geschwindigkeit des Himmels in die Tiefen des Westens gleiten. Reisen mit dem Zeppelin - das nostalgische Abenteuer längst vergangener Eleganz‘. Und sein unsichtbarer Gastgeber hatte – wieder einmal – nicht im Geringsten zuviel versprochen. Nun, Atmosphäre, Design und der gastronomische Stil waren wohl das einzig wirklich nostalgische auf dieser Luftfahrt ins Ungewisse. Die moderne Technik hatte ihn schon am Boden beeindruckt. Ein Luftschiff. Grandiose Idee. Vor allem, wenn man berücksichtigt, dass die letzte Fernreise mit so einem fliegenden Luxus-Giganten wohl mindestens siebzig Jahre zurück lag. Als der prosaische Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gerne war, kannte Roman Stanek wohl fast sämtliche gängigen Reisearten und –Geschwindigkeiten; Zug, Automobil, Flugzeug und so weiter. Geschäftsreisen, Sport, Urlaub. Was man halt so kennt. Das hier, dieses sanfte Dahinschweben über Städte, Berge, Wälder und Meere, war etwas völlig anderes. Und so waren es auch weniger

die Spuren dieses verrückten Traums, die diesen Morgen mit einer so befremdlichen Nuance Unglaubwürdigkeit versetzten, als vielmehr das prächtige Farbenspiel des Himmels, dieses leuchtende Gelb und Blau, durch das er da fast lautlos dahin rauschte, und das bernsteinfarbene Glitzern des Meeres im Schein der Frühsonne.

Roman Stanek blickte sich nach ein paar bekannten Gesichtern um. Und entdeckte all die bekannten Gesichter, die ihm seit nun über einem Jahr noch fremder vorkamen, als alle Gesichter, die ihm zuvor je begegnet waren. Wirklich auffällig erschien ihm darum auch allein die nahezu aristokratische Eleganz seines Sitznachbarn, der noch immer lächelnd an seiner leeren Pfeife schmauchte und sinnierte. Maßgeschneiderter Anzug aus feinsten Baumwolle, blutrotes Einstecktuch zur gleichfarbenen Krawatte, eine Frisur wie mit dem Lineal entworfen und Schuhe, in denen sich jede vorüberhuschende Bewegung spiegelte. Roman Stanek bat ihn höflich um Durchlass und wankte, noch immer ein wenig benommen, durch den Zwischengang in die Richtung, in der er die Toilette vermutete. Die Sitzreihen, angenehm spärlich belegt, mündeten in einen geräumigen Speisebereich. Locker verteilte runde Tische mit drei bis fünf Sitzen und eine kleine Bar mit einer blauäugigen Sirene, die dahinter zu allerlei Genuss verlockte.

„Herr Stanek!“, rief es hinter ihm. „Haaallo. Hier. Hier drüben“

„Frau Miklitz“, grinste Herr Stanek erfreut. Mit der gewohnten Erleichterung, die inzwischen wie eine geheime Begrüßungsformel den Bund der beiden ungelinkten Vergnügens-Kadetten dokumentierte.

„Sie sehen nicht sehr gut aus, Herr Stanek. Ein wenig ausgemergelt. Schlafen Sie schlecht? Kommen Sie, trinken Sie einen Kaffee mit mir.“

Herr Stanek nahm Platz, winkte sich einen Kaffee herbei und rieb sich ausgiebig die Nasenwurzel.

„Was ist denn nur mit Ihnen? Das ist doch ein Traum hier, nicht? Wie kann man da nur so ein zerknautschtes Gesicht machen?“

„Ja. ‚Traum‘ ist leider nur allzu zutreffend“. Missmutig berichtete er von seinem Traummarathon der vergangenen Wochen. Von seiner erträumten Vollendung des Rätsels der Doran-Zwillinge, vom imaginären Geschwistermord, von wahnsinnigen Killern und nächtlichen Hetzjagden durchs Kreuzviertel, die seit dem Abend im Wagensteig durch seinen Schlaf geisterten. Von diesem ganzen befremdlichen Ausufern seiner Phantasie eben, das den prosaischen Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gerne war, nun so vehement aus der Spur gedrängt hatte, was er durch unentwegtes dramatisches Kopfschütteln noch eindrucksvoll unterstrich.

Auch Jana Miklitz schüttelte den Kopf. Aber sie schmunzelte dazu. Mit einem gewissen bitteren Beigeschmack vielleicht. Als sein Bericht zum Ende gelangt war, zog sie eine Brieftasche aus ihrer Handtasche und aus dieser eine mehrfach zusammengefaltete Zeitungsseite.

„Hier, Herr Stanek. Ich will Sie erlösen. Diese Zeitungsanzeige – da, in der Mitte – habe ich vor zwei Wochen im ‚Fünfbrügger Abendblatt‘ entdeckt. Lesen Sie. Danach können Sie wieder ruhig schlafen.“

Roman Stanek neigte stutzig den Kopf zur Seite, faltete die Zeitungsseite auseinander und überflog die Zeilen. Hier und da allerlei weltpolitisches Donnerrollen, hier und da Ehekrach der wenigen Leute, bei denen das von Interesse ist, hier und da kleine und große Schicksale. Und dazwischen: Besagte Kleinanzeige. Zuerst eben nur eine Kleinanzeige. Er konnte sich nicht erinnern, sich je zuvor mit einer dieser komprimierten, selten besonders aufrichtigen Offerten sonderlich beschäftigt zu haben. Diesmal war das freilich anders. Denn eben diese Anzeige, die das zu ändern in der Lage war, zeigte ein Bild, das ihm für einen Moment den Atem nahm. Unter dem üblichen Werbeblabla war das Foto zweier bildhübscher, rothaariger Frauen mit giftgrünen Augen abgebildet. Ein Zwillingsspaar. Und ohne Zweifel genau das, das er noch ein paar Wochen zuvor als die Doranzwillinge zu kennen glaubte. Darüber stand in rot und schwarz:

*„Buchen Sie noch heute die großartigen Sterner-  
Zwillinge für Ihre Veranstaltung!  
Persiflagen, Hommagen, Schauspiel und Gesang der  
Spitzenklasse. Geben Sie Ihrem Fest die Würze dieses  
außergewöhnlichen Damenduos.  
Auftritte in aller Welt und zu jeder Gelegenheit.“*

Sein Gesicht drückte mindestens ein Dutzend Gefühle gleichzeitig aus. Nicht einmal der Name hatte offenbar gestimmt. Eine Lüge. Alles. Es existierte kein schicksalhafter Fluch der 7 Minuten. Kein

Geschwisterhass. Kein Rätsel. Kein Geheimnis. Täuschung. Fünf Wochen quälendes Phantasiegewitter. Völlig umsonst. All die Fragen über die geheimen Funktionen des Schicksals. Der zaghaft wachsende Glaube ans Paranormale. Reingelegt. Alles bloß Show. Lüge. Betrug. Entertainment. Grandioser Einfall! Roman Stanek lachte. Laut und ehrlich. Großartig! Da war ohne Zweifel ein Meister am Werk. Das musste man erst einmal fertig bringen. So einen durch und durch prosaischen Geschäftsmann (der er alles in allem auch recht gerne war) derart an der Nase herum zu führen.

„Sie finden das lustig?“, wunderte sich Jana Miklitz mit einem frostigen, ziemlich verständnislosen Unterton. „Ich finde das gar nicht lustig. Die stecken da alle mit drin. Ich habe all diese Geschichten doch aus so vielen Quellen gehört. Das musste man doch einfach glauben. Man hat uns – und wohl nicht nur uns – ordentlich reingelegt...“.

Roman Stanek hatte bereits Tränen vor Lachen in den Augen. Und schließlich konnte auch Jana Miklitz die weihevoll entrüstete Miene in ihrem Gesicht nicht mehr halten. Drum lachte sie bald noch lauter und noch ehrlicher als Roman Stanek. Sie warfen einen tiefen Blick durch die ovalen Kunststoff-Fenster zu beiden Seiten. Und beide waren sich stillschweigend einig: Das war es doch wert.

Nach einem weiteren Kaffee musste sich Roman Stanek aber nun wirklich dringend empfehlen. Hinter dem Speisebereich führte eine Tür in ein kühles Stufengewirr aus schwer stöhnendem und krächzendem Metall. Den Pfeilen zufolge befanden sich die Toiletten eine Etage tiefer. Entgegengesetzten Pfeilen

entsprechend, lagen die Schlafkabinen eine Etage weiter oben. Doch die würden erst am Mittag zugewiesen werden. Und die Toiletten erschienen Roman Staneks geprüfter Blase im Augenblick auch wesentlich interessanter.

Die Metallstiegen waren offensichtlich für Kinder bis zwölf Jahren konzipiert worden. Es kostete eine gewisse Artistik, bis er sich vor die Tür der Herrentoilette gewunden hatte. Mit einem wüsten Fluch kommentierte er die letzten Stufen und mit einem –wie er selbst fand – recht entbehrlichen ‚Ups‘ den Zusammenprall mit der mondänen Dame, welche wiederum mit einem höchst verständnislosen Augenaufschlag konterte. Die Dame war nicht unbedingt schön. Die Nase etwas zu groß, die Stirn etwas zu hoch und der Mund etwas zu kräftig. Aber der kühle Glanz ihres Blicks, der graziöse Schwung ihrer Hände, der sonnengebräunte Teint ihrer Arme und Beine und die geschmackvoll auf ihre Figur abgestimmte Garderobe erregten einen ganz eigenen warmen Reiz und reichlich Neugier. Was jedoch auch immer an ihr so andersartig und beeindruckend sein mochte – aus allem sprach vor allem eine Menge Geld, Niveau und wieder eine Menge Geld. Im Augenblick aber wirkte sie ein wenig hilflos.

„Kann... ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“, bemühte sich Roman Stanek mit einer angedeuteten Verneigung. Keine Antwort. Nach wie vor bloß dieses Lächeln. Wenn auch inzwischen noch etwas bemühter und noch etwas hilfloser.

„Sprechen Sie kein..., ich meine, verstehen Sie was ich sage?“

Sie neigte den Kopf hin und her und machte eine wellenförmige Handbewegung, die offensichtlich sagen wollte: ‚Ein wenig‘. Oder ‚nur schwer‘. Oder ‚es geht so‘.

„Wo, wenn ich fragen darf, kommen Sie denn her? Ich meine...“, er versuchte ein paar aussagekräftige Handbewegungen, was aber augenscheinlich nicht ganz seine Sache war, „ich meine, welche Sprache...“.

Die Dame, seit geraumer Zeit mit einem Kichern ringend, folgte geduldig Roman Staneks Zeichensprachversuchen, bei denen er sich auf Dauer die Finger zu brechen drohte, und dem Muskelspiel seines Gesichts, das um die Koordination von all dem kämpfte. Bald schien es für sie schließlich an der Zeit zu sein, den armen Mann zu erlösen, und sie öffnete ihren Mund. Und an dessen Bewegungen und den Tönen, die ihn verließen, war rasch abzulesen, dass dieser Mund im Sprechen nicht sonderlich geübt war.

„Ich – kann – Sie – nicht – hören, mein – Herr“, sagte sie in der eigentümlichen Melodie und Lautstärke, die Roman Stanek hier und da von gehörlosen Menschen aufgeschnappt hatte. Sie war taub. Und konnte ihn so allein über die Bewegungen seiner Lippen hinlänglich verstehen. Roman Stanek räusperte sich mehrmals und wippte unschlüssig von einem Fuß auf den anderen. Als er sich ein wenig gefasst hatte, konnte er nach weiteren schweißtreibenden Verständigungsversuchen schließlich herausfiltern, was die Dame dort unten so hilflos hatte dastehen lassen. Sie hatte die Tür der Damentoilette verschlossen vorgefunden, und nachdem dies auch über eine viertel Stunde unverändert so geblieben war, war sie

nun unschlüssig, was sie als nächstes tun sollte. Klopfen würde ja wohl kaum Sinn machen, da sie eine etwaige Antwort gar nicht hören konnte. Und wieder hinauf zu klettern und einen Steward zu bemühen, wäre der Dringlichkeit ihres Problems auch nicht sonderlich zuträglich gewesen. Roman Stanek atmete erlöst tief durch und klopfte an die Tür der Damentoilette. Keine Reaktion. Dann bedeutete er der inzwischen furchtbar verlegenen Dame, auf ihn zu warten, er hole rasch einen Steward, da die Tür offenbar versehentlich von außen verschlossen oder einfach bloß defekt sei. Nach knapp einer Minute kehrte er mit einem werkzeuggesteuerten Steward zurück, der – pausenlos um Verzeihung flehend – der tatsächlich defekten Tür mit Schraubenzieher, Hammer und Dietrich zuleibe rückte. Nach ein paar weiteren Minuten präsentierte ein verschwitzter Steward eine einwandfrei funktionierende Toilettentür. Die Dame bedankte sich bei beiden mit einem herzerweichend gebrochenen ‚Danke...schön‘ und verschwand dahinter. Steward und Stanek seufzten synchron tief durch und lächelten einander noch eine ganze Weile selbstzufrieden an. Sie hätten noch Stunden lang bloß still so dastehen und über ihr Werk und dessen Begünstigte sinnieren können. Mit einem Schlag jedoch wurden sich beide ihres eigentlichen Zeitdrucks bewusst, und jeder verschwand wortlos in die Richtung, aus der seine dringlichsten Aufgaben riefen.

Als Roman Stanek später an seinen Platz zurückkehrte, fand er seinen Sitznachbarn in ein Buch vertieft, das seine Aufmerksamkeit erregte. Sigal Hakon's ‚*Gedanken über die Seele einer Nation*‘. Ein tragisches, tiefschürfend

anthroposophisches Werk aus der Feder eines unglücklichen Staatsmannes und Poeten. Keine wirklich passende Lektüre für einen Gentleman und Lebemann, wie er ihn dort vor sich sah. Roman Stanek musterte den Lesenden noch einen Moment und hob dann ankündigend die Hand. Bitte um Durchlass, kurzes Lächeln in beiden Gesichtern, Hinsetzen, zufriedenes Durchatmen, Blick aus dem Fenster, erneutes zufriedenes Durchatmen, Blick zur anderen Seite, wieder beidseitiges Lächeln. Jetzt, wo er seinen Nachbarn so erfolgreich aus seiner Lektüre gerissen hatte, hielt es Roman Stanek für an der Zeit, ein Gespräch zu beginnen.

„Ein Luftschiff. Was für ein wundervoller Gedanke. Die Häuserschluchten, die Berge, das Meer – man fühlt sich, als fliege man selbst. Nur bequemer. Und darum auch um so unglaublicher irgendwie, nicht? Wie er nur immer wieder darauf kommt, der gute Herr..., na, der Herr, äh...“.

Roman Staneks Versuch, seinen Sitznachbarn um den Namen seines unbekanntes Gastgebers zu erleichtern, war nun wirklich ein wenig *zu* leger, um nicht durchschaut zu werden. Nun, es war einen Versuch Wert gewesen. Der elegante Herr an seiner Seite schlug sein Buch zu, schaute ihm lächelnd ins Gesicht und sagte höflich:

„Seien Sie mir nicht böse. Aber das hat gar keinen Sinn. Ich bin selbst zum ersten Mal dabei. Und ich habe nicht die blasseste Ahnung, wer mir da diese Gunst überhaupt erweist. Ganz ehrlich.“

„Nun, es war einen Versuch wert, nicht?“, grinste Herr Stanek. „Sind Sie denn kein bisschen neugierig? Ich bin

jetzt schon seit knapp einem Jahr dabei. Ich war im Osten, im Westen, im Süden und irgendwann, glaube ich, auch im Norden. Schnee, Tropensonne, Herbststürme und all diese fulminanten – und zugegeben brillanten – Inszenierungen im geschlossenen Raum. Und immer wieder wurde ich an der Nase herum geführt, reingelegt, auf den Arm genommen, verführt. Ich will ja nicht dramatisieren oder irgendwie undankbar erscheinen; aber mit der Zeit kommt man sich doch vor wie mit all dem hochdosierten Amusement ganz allmählich und gezielt abhängig gemacht, finden Sie nicht? Ich weiß ja nicht einmal, wer mir da diese ganze neue Erlebniswelt zum Geschenk macht. Geschweige denn, warum überhaupt.“

Der charmante Herr zu seiner Seite lächelte wieder, nahm tief Luft und steckte sein Buch mit gedehnten Bewegungen in das Netz des Vordersitzes. „Also, wenn ich Sie richtig verstehe, macht es Ihnen zu schaffen, dass sich Ihre Welt von Grund auf verkehrt hat. Sie erleben Dinge, an die Sie vor einem Jahr noch nicht einmal gedacht haben. Wenn ich Sie so ansehe, darf ich davon ausgehen, dass Sie privat wie beruflich ein bis dahin eher gradliniges und berechenbares Leben gemeistert haben. Kalkulierbares Risiko – kalkulierbarer Gewinn. Man einigt sich auf ein Geschäft und bekommt auch nur das, auf das man sich geeinigt hatte. Aber jedes Mal wieder ist man dann unterbewusst ein wenig enttäuscht, dass es bloß *das* ist. Eine Ehe zum Beispiel, ist auch nichts anderes als eine von Herzblut, Romantik und vom Trieb verschleierte Vereinbarung, die aber bedauernswerter Weise zu Beginn nicht klar und bedingungslos genug ausgedacht und ausgesprochen wird. Ein Schritt, den man

nun einmal so tut, wenn ein paar konventionelle Komponenten stimmen. Wie es seit Jahrtausenden üblich ist. Und je üblicher etwas ist, desto weniger Gedanken macht man sich über den eigentlichen Wert des Ganzen. Sie leben. Sie atmen, Sie essen, Sie trinken und Sie lieben. Aber Sie nehmen es bloß hin. Ohne den wahren Wert von all dem wirklich spüren oder greifen zu können. Oder ihn wirklich auszunutzen, zu steigern, ihn anderen zu vermitteln. Sie sagen sich, Sie hätten keine Zeit für so etwas. Aber die Zeit, die Ihr Ärger über die Unzulänglichkeit von Ergebnissen kostet, ist doch wesentlich umfangreicher zu bemessen. Ich schätze Sie als Führungskraft ein. In irgendeinem sachlichen Themenbereich, der für Sie durch die naive Betrachtung aus schlichter Menschensicht sofort gefährdet scheint. Sie führen eine Gruppe Menschen, die Sie nur in Ihrer ganz persönlichen, für Sie einzig relevanten und vorstellbaren Schnittmenge sammeln und greifen können. Und so motivieren Sie auch nur nach dem, was Sie selbst als Motivation kennen. Aber wenn Ihnen das alles genügt – weshalb sind Sie dann hier? Was *motiviert* Sie, hier zu sitzen? Und was hat Ihrer Motivation und der Ihrer gewohnten Umgebung bislang gefehlt, das Sie in diesem Kreis seit über einem Jahr nun offensichtlich finden? Ich sag's Ihnen: Die Herausforderung. Die Herausforderung des Neuen. Des Unbekannten. Das Risiko. Die absolute Ungewissheit, ob es sich bei all dem vereinnahmenden Geschehen nun um einen Gewinn oder einen Verlust handelt. Ist doch grotesk: Obwohl es Sie nichts kostet, obwohl man Ihnen die Welt auf dem Silbertablett serviert, können Sie Ihre gewohnten Kategorien aus

Skepsis, Norm und der ganzen üblichen seelischen Physik einfach nicht ablegen. Symptomatisch. Aber genau das wird Sie den wahren Gewinn des Ganzen kosten. Wer nicht bedingungslos bereit und gewillt ist, vom Leben zu profitieren, bleibt sein willfähiges Opfer. So sieht es nun einmal aus. Was nicht anpassungsfähig, flexibel und wachsend ist, stirbt aus. Wer nicht den vollen Gewinn anstrebt, dem bleibt nur die größtmögliche Distanz zum Verlust. Bodenhaftung ist gut. Vertraut. Und sicher. Aber als reiner Selbstzweck nichts weiter als ein ewiges Kleben am Mittelmaß. Beschränkte Perspektive. Kein Progress. Kein Gewinn. Der kluge Herr, der uns all das hier gönnt, denkt und handelt sicher ungewöhnlich. Wie kann denn ein Mensch bloß wagen, etwas bedingungslos herzuschenken, die gewohnte Gewinn- und Verlust-Kalkulation unseres Alltags komplett zu ignorieren? Das ist doch Ihre Frage. Und zugleich Ihr Vorwurf, nicht wahr? Dann frage ich aber Sie: Was *ist* denn Gewinn, wenn nicht die Eroberung des absolut Neuen? Des Ungewohnten. Des bislang Unentdeckten. Schon rein semantisch. Ich bin sicher nicht befugt oder prädestiniert, Ihnen Ratschläge zu erteilen; aber – machen Sie doch einfach mit. Nehmen Sie doch einfach alles an, zu dem Sie keine überzeugendere oder attraktivere Alternative parat haben. Ein bisschen mutig. Und ein bisschen selbstlos. Ihr Gastgeber ist ein Mensch, der Ihren Horizont erweitert, Sie überrascht, Sie mit tückischen Geschenken provoziert. Und Sie sind so sehr mit sich selbst und Ihren Standards beschäftigt, dass Sie das Gold, das da gerade in all Ihre ungebrauchten Taschen geschmuggelt wird, gar

nicht sehen, geschweige denn, es überhaupt wirklich annehmen können.“

Na ja, all das *hätte* er zumindest sagen *können*. Hat er aber nicht. In Wahrheit hatte sich dieser ganze enthusiastische Monolog seines Sitznachbarn allein in Roman Staneks Phantasie abgespielt. Vermutlich hätte *er sich selbst* anstelle des graumelierten Herrn neben ihm mit eben diesen Worten geantwortet. Tatsächlich hatte dieser lediglich gesagt: „Nein, um ehrlich zu sein. Denn erstens ist Neugier ein Wesenszug, den ich eher weniger für mich beanspruchen würde. Dafür habe ich mich schon längst viel zu sehr meinem mir angeborenen Fatalismus ergeben. Neugier ist auch viel zu passiv, für meinen Geschmack. Wer seine Umwelt so gut er kann selbst in die Hand nimmt, hat schließlich gar keinen Anlass für Neugier. Und zweitens bin ich dieser – zugegeben ein wenig sonderbaren Einladung – gerade deshalb nachgegangen, weil ich mir ausnahmsweise mal *keine* Gedanken machen wollte.“

Auch nicht viel weniger anspruchsvoll, diese Antwort. Auf jeden Fall aber kürzer und vielleicht ein wenig glaubwürdiger. Roman Stanek verschränkte seufzend die Arme und schaute aus dem Fenster ins Blutrot der aufgehenden Sonne. Das Meer glänzte inzwischen in saftigem Türkis, versetzt mit einem weißen Streifenmuster, das gemütlich dem Horizont entgegen glitt.

„Wenn *ich* zumindest etwas neugierig sein darf“, sagte er nach einer langen Pause, „würde mich interessieren, wie Sie an diese Einladung gekommen sind. – Bin ich zu indiskret?“

„Nein, nein, keineswegs. Ist im Grunde ja auch gar keine große Sache. Ich regle seit geraumer Zeit die privaten und geschäftlichen Angelegenheiten einer, sagen wir, *Bekannt*. Somit auch ihre Korrespondenz. Und da sie selbst für mehrere Monate verreist ist, hielt ich es für eine Schande, eine so attraktive – und zudem vor allem so kostengünstige, weil kostenlose – Offerte einfach ungenutzt verstreichen zu lassen. Hoffentlich erscheine ich Ihnen jetzt nicht als Schmarotzer. Ich hatte ja keine Ahnung, dass hier eine so eingeschworene Gemeinschaft zusammensitzt.“

Roman Stanek rollte höhnisch mit den Augen. „Nun ja, ‚eingeschworen‘... Das trifft’s wohl nicht so ganz. Außerdem muss man wohl konstatieren, dass ich eigentlich selbst als ‚Schmarotzer‘ in diese Runde gefunden habe.“

„Aha. Und wie ging das zu?“

„Aber Sie müssen mir versprechen, das für sich zu behalten, ja?“

„Aber selbstverständlich“, sagte der graumelierte Herr und machte eine joviale Handbewegung dazu. „Mein Wort unter Ehrenmännern“.

Roman Stanek mochte die altmodische Art seines Sitznachbarn. Sie verkörperte auf so angenehme Weise haargenau die ‚längst vergessene Eleganz‘, die ihm in seiner Einladung versprochen worden war. Drum zierte er sich auch nicht sonderlich lang, seine Geschichte zu erzählen. Und die ging so: Vor etwa einem Jahr war Roman Stanek ausnahmsweise mit der Tram zur Arbeit gefahren. Sein Wagen hatte sich zu der Zeit in einer ausgiebigen Inspektion befunden. Beim Ausstieg

schließlich war er über eine Herrenjacke gestolpert, die offensichtlich jemand dort verloren gehabt hatte. Da weder in noch um die Tram herum jemand zu entdecken war, dem besagte Jacke hätte gepasst haben können, hatte er sich an die Untersuchung der Innentaschen gemacht, um eine Adresse oder sonst irgendeinen Hinweis auf den Besitzer zu finden. Dabei war ihm eine Brieftasche vor die Füße gefallen, in der sich aber bis auf einen zusammengefalteten roten Umschlag und ein paar Geldscheine nichts weiter hatte finden lassen. In dem roten Umschlag hatte eine Einladung gesteckt, mittels derer dem Besitzer eine Festivität recht atemberaubender Ausmaße in Aussicht gestellt war. Brav hatte Roman Stanek beim Schaffner seine Daten hinterlassen, unter deren Verwendung der betreffende Jemand seine Jacke hätte wiederbekommen können. Als sich nach über zwei Wochen noch immer niemand bei ihm gemeldet hatte, war rasch eine ihm bis dahin völlig unbekannte kriminelle Energie in ihm erweckt worden, die ihn plötzlich befähigt hatte, ein ihm nicht zustehendes Angebot einfach so in Anspruch zu nehmen. Später dann, an diesem denkwürdigen ersten Abend in der ‚eingeschworenen Gemeinschaft‘, war ihm sein Regenschirm abhanden gekommen. Daraufhin hatte er dem Personal seine Adresse hinterlassen, falls der Schirm sich wiedergefunden hätte. Und bald darauf, ein paar Wochen später schließlich, hatte man ihm ein Paket ohne Absender überbracht. In dem Paket hatte sich der Schirm befunden und eine weitere Einladung zu einer weiteren, noch ungleich atemberaubenderen Veranstaltung. Seitdem bekam er in unregelmäßigen Abständen immer

wieder neue Einladungen zugeschickt. Da waren so viele Zufälle im Spiel, sodass man fast den Eindruck gewinnen konnte, dass hinter dem Ganzen eine gewisse Absicht steckte. Als würde man ihn hier bereits in und auswendig kennen. Als wäre er ganz gezielt ausgewählt worden. Was aber selbstverständlich völliger Unsinn sei, schloss er seinen Bericht mit einem bemüht abgeklärten Lächeln ab.

„Und Sie haben nach inzwischen einem ganzen Jahr noch immer nicht die geringste Ahnung, wer Ihnen da diese ganzen Einladungen schickt?“, fragte der graumelierte Herr mit einer eifernden, wenn auch ihm ja eigentlich völlig unbekanntem Neugier.

„Nicht – die – Spur. Wirklich. Und so ziemlich jeder ist ‚verdächtig‘. Wer weiß denn, ob diese Stimme, die man hier und da aus irgendeinem Lautsprecher hört, tatsächlich die unseres Gastgebers ist? Es kann also ein Mann sein – oder auch eine Frau. Er, oder sie, könnte die meiste Zeit hier mitten unter uns sitzen. *Ich* könnte es ja sein. Oder Frau Miklitz (eine Bekannte, die ich Ihnen bei Gelegenheit sicher mal vorstellen werde). Ja, vielleicht sind *Sie* es. Vielleicht ja sogar die bemerkenswerte Dame, die da gerade auf uns zukommt.“

Roman Stanek wies mit einem seitlichen Kopfnicken bemüht unauffällig auf die junge Frau, die schnurstracks auf sie zu steuerte. Es war die gehörlose Dame, der Roman Stanek vor kurzem erst eine Etage tiefer begegnet war. Und da war es wieder – dieses so betörend hilflose und zugleich so mondäne Lächeln, das die elementare Unbefangenheit selbst eines so prosaischen Geschäftsmannes wie Roman Stanek (der er eigentlich

auch recht gerne war) immer wieder zum Schmelzen brachte. Das Bemerkenswerteste an ihr war eindeutig das Zusammenspiel dieser völlig konträren Komponenten. Und das Betörendste wohl ihre scheinbar absolute Ahnungslosigkeit, was das betraf. Mit ein paar Handzeichen und Wortfetzen bedankte sie sich noch einmal bei Herrn Stanek, dem dabei der ganz besonders aufmerksame Blick seines Sitznachbarn nicht entging. In Roman Stanek gäbe ein weiterer neuer und ihm bis dato völlig ungewohnter Gedanke. Ein regelrechter Plan. Nun ja, ein einfacher Plan. Zugegeben. Aber zumindest doch ein Beweis für ein gewisses Maß an Fingerspitzengefühl für die Begehrlichkeiten seiner Umwelt, um die zu bemühen er sich seit einiger Zeit verstärkt vorgenommen hatte. Das war seine Chance. Ein eleganter, charmanter und gewandter Herr auf der einen Seite. Zudem mit graumelierten Schläfen. Hervorragend. Und auf der anderen Seite eine nicht minder elegante Dame aus offensichtlich nobelstem Hause (was selbstverständlich, Roman Stanek war schließlich alles andere als ein Snob, keine Notwendigkeit mit sich bringen musste – aber doch durchaus durfte). Mit diesem so bezaubernd getragenen kleinen Handikap, das die Finesse ihrer Ausstrahlung nur noch zu betonen, abzurunden schien. Der Plan war also zwangsläufig und sogleich gefasst. Roman Stanek war bereits jetzt schon mehr als zufrieden mit sich. Nun fehlte nur noch die professionelle Unterstützung in der Ausführung. Eindeutig ein Fall für – Jana Miklitz. Nun, im uralten und höchst sensiblen Fach der Kuppelei war Roman Stanek ein hoffnungsloser Laie. Es war ja auch nicht so, als hätte er da zuvor irgendwann irgendwelche

Ansprüche auf diese Profession erhoben. Hätte er sie aber besessen, wäre ihm aufgefallen, dass sein Sitznachbar längst und im doppelten Tempo seine ganz eigenen Pläne gemacht hatte. Denn Jinan Karelin, so hieß der graumelierte Herr zu seiner Rechten, war seit fast zwanzig Jahren einer der erfolgreichsten Hochstapler und Heiratsschwindler seines Heimatlandes.

„Den da drüben, den mit den graumelierten Schläfen meinen Sie?“, fragte Jana Miklitz. Das Mittagessen war bereits schon viel zu gut und zu reichlich gewesen, weshalb sie nun vom nicht weniger fürstlichen Abend-Dinner keinen Bissen mehr herunter bekam und sich somit voll und ganz dem von Roman Stanek entworfenen Plan widmen konnte. „Der sieht wirklich sehr gut aus.

Macht einen außerordentlich klugen und charmanten Eindruck. Gute Wahl, Herr Stanek. Und die Dame?“

Roman Stanek deutete mit einem Augenrollen auf den kleinen Tisch, zwei Reihen weiter links, an dem seine Morgenbekanntschaft gelangweilt in ihrem Himbeer-Parfait herumstocherte.

„Hm, reich, würde ich sagen. *Sehr* reich. Dieses Kleid kostet ein Vermögen. Vermutlich Ihres und meines zusammen. Nicht die klassische Schönheit sicherlich, aber auf eine ganz eigene Art außerordentlich reizvoll. Sie hat was. Irgendwas ungemein Warmes. Ja, ich glaube, das kann funktionieren. Ich bin beeindruckt, Herr Stanek. Wirklich. Hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.“

Vor lauter Stolz wäre ihm fast so ein erbarmungsloser Allgemeinplatz der Art ‚Tja, man tut, was man kann‘ herausgerutscht. So weit kam es aber, dem Himmel sei Dank, nicht. Denn Jana Miklitz fragte: „Muss ich sonst noch irgend etwas wissen?“

„Na, hm, ja...“, Roman Stanek druckste ein wenig herum, um die richtigen Worte zu kreieren, die seinen frisch gewonnenen Generalfeldmarshall nicht abtrünnig werden ließen. „Sie... ist taub...“

„Oh.“

Jana Miklitz zog mit ihren Händen nachdenklich ein paar Kreise über die Tischplatte.

„Wir müssen einen Zwischenfall arrangieren“, sagte sie nach einer Weile mit konzentriert zusammengekniffenen Lidern. „Ich habe da auch schon eine Idee...“

Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, saß auf seinem Bett und schaute müde durch das Kunststofffenster in den Nachthimmel. Unterhalb des Fensters waberte eine schwarze Wolkendecke, deren Silhouetten im Mondlicht wie die leuchtenden Schemen schwimmender Körper aus dem Dunkel hervor und wieder in es hinein tauchten. Und darüber zogen sich feine, violette Dunstfäden über eine dichte Sternenwand.

Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, hatte sein Leben, so wie es war, gründlich satt. Kaum ein Mensch, dem er begegnete, bei dem er sich nicht gleich in Sekundenschnelle Gedanken über den möglichen Profit und eine faszinierende, eigentlich vor allem selbstbefriedigende Geschichte machen musste. Das Leben, so wie er es inzwischen für unausweichlich hielt, war längst zur Droge geworden. Zu einer unweigerlichen Kette aus Spähen, Jagen und Erlegen. Aus Tricks, Schleichwegen und Lügen, bis hin zur völligen Unkenntlichkeit seiner eigenen Person. Bis hin zu der dicken Kruste aus Selbstbetrug, die sich längst undurchdringlich über seine wahre Persönlichkeit gelegt hatte. Und um Rechtfertigungen für seine Lebensführung und deren zwangsläufige Folgen, vor allem für seine Opfer, war er dabei wahrlich selten verlegen. Diese dramatische Legitimation, die er seinem Handeln Tag für Tag erteilte, war inzwischen zu einer Art Abendgebet geworden. ‚Wer von denen hat denn jemals wirklich hungern müssen‘, predigte er sich selbst. ‚Wer von denen hat denn jemals als einzigen Wert, als einzig verlässliche, bleibende Nähe und als einzig möglichen Gewinn immer

wieder nur sich selbst finden müssen‘. ‚Wer von denen hat denn schon vom ersten Augenaufschlag an ein Leben ohne Reißleine, ohne Netz und ohne sicheren Boden unter den Füßen leben müssen‘. Ja, es war auch nicht ganz von der Hand zu weisen; kaum ein Mensch wohl hatte vermutlich in seinem Leben so viele Menschen mit sich in Verbindung bringen, in dieser Geschwindigkeit begreifen, auf Schwachstellen und Neigungen untersuchen, über die notwendige Dauer um jeden Preis halten – und dabei diese unendlich ermüdende Einsamkeit ertragen müssen, wie er. Diese Reise nun sollte ihn daraus entführen. Sie sollte soviel Distanz wie möglich zwischen ihm und den ganzen bedrängenden Irrsinn dort unten bringen. Zwischen ihm und das, was die Welt, so wie sie war oder wie er sie allein kannte, von ihm zu sein forderte. Die größtmögliche Entfernung also zwischen ihm – und sich selbst. Aber es hatte vielleicht gerade einmal zwei Stunden gedauert. Und alles war wieder so, wie er es gewohnt war. Sie wurde ihm ja förmlich aufgedrängt, diese bemerkenswerte junge Frau in diesem sündhaft teuren Kleid. Was jeder andere als moralische Grenze begreifen müsste, nämlich der Umstand, dass sie taub war, war für ihn zwangsläufig eher eine Aufforderung. Schwäche war sein Geschäft. Er suchte sie, er förderte sie, er gab vor, sie mit seiner Gewitztheit, seinem Charme und seinem vermeintlichen Einfühlungsvermögen kompensieren zu können. In Wahrheit aber ernährte er sich von ihr. Er war ein Aasfresser. Ein Aasfresser im Dschungel der menschlichen Sehnsüchte und Unzulänglichkeiten. Und er war das, was er war, weil ihm nichts anderes zu sein

einfallen wollte. Man ließ ihm ja auch einfach keine Gelegenheit dazu. Das ganze Gefüge, all das Leid und die Ratlosigkeit da unten, das alles bildete einfach zu günstige Bedingungen für Parasiten. Wie die Mücke nun einmal als Mücke geboren wurde, ganz gleich, wie sehr sich eigentlich wünschte, eines ihrer Opfer zu sein, so war er, was er nun einmal war. Und im Endeffekt – so oder so – war das, was er war, allein.

So strich er sich seinen Seidenpyjama zurecht (Anna Fender, 11. September bis 2. August), zündete sich eine ungemein teure Zigarre an (Larissa DeVerth, 21. August bis 15. November), setzte sich seine silberbeschlagene Designer-Brille auf (Sonja Reiter, 3. Dezember bis 7. Februar) und widmete sich wieder seinem Buch, der aus einer limitierten Auflage von 150 Exemplaren mit Originalwidmung des Autors stammte und im Auktionshaus zweifellos den Preis eines Mittelklassewagens erzielen würde (Maris Lenderberg, 5. März bis 29. März). Und träumte bald darauf davon, für immer hier oben bleiben zu dürfen. Mindestens 1800 Meter höher, als jede gewöhnliche Mücke fliegen kann.

Jana Miklitz gewann allmählich das unbestimmte Gefühl, dass sie sich veränderte. Zumindest jedesmal dann wieder, wenn sie auf Roman Stanek und all die übrigen, in ihrem sonstigen Alltag nach wie vor völlig

fremden Gesichter ihrer Reisegegnossen traf. Nach dem Erhalt eines dieser roten Kuverts schien sich jedes Mal eine Tür zu öffnen, durch die sie in eine Welt trat, die ihr eine ganz bestimmte, fremdartige Rolle abverlangte. Dass sich das eigene Verhalten zuweilen der jeweiligen Umgebung anpasst, ist sicher nichts sonderlich Ungewöhnliches und war ihr durchaus auch schon zuvor bewusst gewesen. Und dass sich die Intensität der Anpassung durch eine solch charaktervolle Prägnanz, wie sie sie in dieser Gesellschaft nun seit fast zwei Jahren vorfand, entsprechend steigern musste, erschien ihr ebenfalls nur logisch. Aber in diesem Maße –? Dieser völlig neue und noch immer größtenteils unentdeckte Bereich ihres Lebens entlockte ihr eine Seite ihres Charakters, an die sie sich erst noch gewöhnen musste. Aber sie konnte sich nicht helfen: es gefiel ihr.

Es war bereits nach ein Uhr nachts, und allein die Positionslichter der ‚Fürst Hakon‘ und das Glimmen der Sterne ließen noch einen spärlichen Lichthauch in ihre Schlafkabine dringen. Das leise Summen der Motoren und das seichte Wanken wollten sie in einen tiefen und entspannten Schlaf verführen. Doch ein Gedanke ließ wieder den nächsten in ihrem Kopf wachsen, und so hielt es sie gegen ihren Willen schon seit Stunden hellwach. Sie dachte an das erste rote Kuvert, das sie seinerzeit zwischen ihrer Post entdeckt hatte. Ein Irrtum, hatte sie damals zuerst mutmaßen müssen. Doch auf dem unfrankierten Umschlag hatte groß und breit ‚Frau Jana Miklitz‘ gestanden. Keine Adresse, kein Stempel, kein Absender. Jemand hatte ihr die Einladung offenbar persönlich in den Postkasten geworfen. Eine

Verwechslung? ‚Die weiße Pracht und Gewalt der Tarejischen Gipfel‘, war auf der Karte zu lesen gewesen. ‚3450 Meter über den Dingen. Gleißende Sonne in azurblauem Himmel. Ein schneeweißer, wild wuchernder Landstrich, in dem die Kinder mit Skischuhen an den Füßen aus dem Mutterleib kommen und die Mythen und Märchen der uralten Wälder noch heute in jedem Gesicht und jedem Atemzug gegenwärtig sind. Entdecken Sie den wahren Geist der Berge. Tauchen Sie ein in die geheimnisvolle Macht der Natur‘. Welch ein beeindruckendes Wortgewitter. Allein, um eine Ski-Exkursion in die Tarejischen Berge zu bewerben, hatte es sie damals mit dem Kopf schütteln lassen. Wie hätte sie zu diesem Zeitpunkt auch ahnen können, dass jedes einzelne dieser Worte ihres anonymen Gastgebers stets weit hinter dem tatsächlich zu Erwartenden zurückliegen sollte? Sie erinnerte sich an das Gipfelglühen, an die versteckten Dörfer in den Hängen der weißen Steinmassen, an die atemberaubenden Kunststücke der einheimischen Skifahrer, an die berausenden Feste und all die rätselhaften Überlieferungen der Tarejischen Bergvölker. An diese ganze neue Welt, in die sie sich damals in ungeahnter Entschlossenheit gestürzt hatte. Und sie erinnerte sich an die alte *Julia Tarek*. Und an deren groteskes Geheimnis, das Jana Miklitz‘ Leben danach für immer entscheidend verändert haben sollte. Sie erinnerte sich an den Moment, in dem mit dem Schicksal dieser unscheinbaren alten Frau auch all die folgenden Schicksale, denen sie von da ab begegnen sollte, in ihrem Leben unweigerlich an Bedeutung gewinnen mussten. Sie war weißgott keine Kupplerin.

Vermutlich hatte bloß die von ihrer augenblicklichen Umgebung eingeforderte Rolle diesen Eindruck bei Roman Stanek bewirkt. Dennoch – erst durch die ungewohnten Erlebnisse der vergangenen zwei Jahre, erst durch das Öffnen dieser Tür in das unerforschte Areal ihres Charakters, erst durch das Geheimnis der alten Julia Tarek konnten ihr all diese fremden Schicksale, wie das von Mira Haland und Jinan Karelin, nun derart am Herzen liegen. *„Willkommen in der Welt der Ferne. Willkommen genau da, wo immer Sie gerade sein wollen. Willkommen zuhaus“*. Welcher Teil von ihr lag ihr nun näher? Welches der beiden Areale ihres augenblicklichen Lebens war ihr nun zugehöriger? *„Willkommen zuhaus“*. Aber für welches galt das?

Am kommenden Morgen war Roman Stanek hoffnungslos verschlafen, brummig, hatte Kopfschmerzen und sich böse beim Rasieren geschnitten. So richtig beglückt wollte er darum auch nicht einmal dann wirken, als er an seinem Frühstückstisch neben der sonnig lächelnden Jana Miklitz den graumelierten Herren und die mondäne Dame vorfand. Wie sich durch die entsprechende Laune doch alles ändern kann; das Brummen der Rotoren ging ihm rasch auf die Nerven, das kaum merkliche Schaukeln der Kabine erregte ihm Übelkeit, die Morgensonne, die für alle anderen weich und warm durch die Kunststoffscheiben drängte, war ihm zu aufdringlich, das ewige Meer, mehr Meer und wieder

Meer zu monoton, und die ganzen bemühten Stewards fuchtelten einfach viel zu schwülstig um ihn herum. Dem siegesgewiss frischen ‚Guten Morgen‘ aus Jana Miklitz‘ Mund hatte er darum auch nichts außer einem nachdrücklichen ‚Mmmbrja, jaja, was hmmb...‘ zu entgegnen.

„In Vertretung von Herrn Stanek“, schmunzelte Frau Miklitz, „erlaube ich mir noch einmal der Vollständigkeit halber vorzustellen: Zu meiner Rechten die leicht errötete Frau Mira Haland, Enkelin des Vorstandsvorsitzenden der ersten und größten Rondländischen Spirituosen-Brennerei. Zu meiner Linken Jinan Karelin, aus dem wunderschönen Tarejien. Herr Roman Stanek – Frau Haland, Herr Karelin. Frau Haland – Herr Stanek, Herr Karelin. Herr Karelin – Frau Haland, Herr Stanek. Toast, Herr Stanek?“

„Kaffee wäre genehm. Ist noch welcher da?“

Sie aßen Croissants, Toast und Gebäck, Käse, Lachs und Konfitüre, tranken Tee, Kaffee und Orangensaft und bewunderten den tiefblau leuchtenden Morgenhimmel um sie herum. Kaum ein Windhauch berührte das seichte Wogen der ‚Fürst Hakon‘, und so schnitt der mächtige Korpus des Luftschiffs eine fast völlig ungestörte Bahn in die Wolken.

„Tja“, seufzte Frau Miklitz, „das ist also nun unser letzter Morgen in diesem Traum hier. Merkwürdig eigentlich, wie still und leise diesmal alles so verläuft, finden Sie nicht Herr Stanek? Kein Tamtam, keine Effekte, keine Tricks. Ich denke, das ist wohl das Spektakulärste an dieser Reise. Ein schlauer Fuchs, unser Gastgeber. Während alles gespannt auf das nächste

Spektakel wartet, kann er durch diese wundervolle Ruhe doch am meisten überraschen. Ich habe den Eindruck, Sie kennen sich in dem Ganzen auch noch nicht so recht aus, stimmt's, meine Liebe? Sind Sie auch zum ersten Mal dabei, wie unser Herr Karelin hier?“

Die Angesprochene, von Frau Miklitz am Arm gefasst und mit dieser Flut übertrieben deutlicher Lippenbewegungen bedacht, verschluckte sich – fast ein wenig erschreckt – an ihrem Croissant. Sie war es offensichtlich nicht gewohnt, in eine Konversation mit einbezogen zu werden. Dann wurde sie rot und lächelte Jinan Karelin mutig ins Gesicht. Vermutlich, um von dem hier ebenso anonymen und fremden Tischnachbarn ein wenig Solidarität zu beziehen. Der erwiderte ihr Lächeln, allerdings mit einem etwas gequälten Gesichtsausdruck. So, als sträubte er sich innerlich gegen die ihm aufgezwungene Jagd. Vielleicht mochte er sie einfach, diese kleine, schüchterne, mondäne, gehörlose, reiche Frau, die augenblicklich noch immer mit den letzten verirrtten Krümeln in ihrem Hals rang. Es gab wohl kaum etwas in seiner langjährigen Berufserfahrung, das er so sehr fürchtete, wie Sympathie für sein Opfer. Oder Ansätze von Moral. Was auch immer mit ihm los sein mochte – die Sache wollte ihm nicht wirklich gefallen. Aber es half nicht, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Schließlich konnte er ohnehin nicht anders.

„Ja...“, hustete Mira Haland. „Zum – ersten – Mal.“

„Na dann: Herzlich Willkommen im ‚Club der Zaungäste‘“, sagte Jana Miklitz unter atemberaubender Gesichtsakrobatik. „Da kommt man sich doch fast schon vor wie ein Veteran, nicht, Herr Stanek? Wisst ihr was,

meine Lieben: wir bleiben zukünftig einfach eng beieinander und finden mit vereinten Kräften heraus, was eigentlich hinter all dem hier steckt. Vier Hirne, acht Augen und acht Ohren haben's da doch sicherlich um einiges leichter, habe ich nicht Recht?“

Der einhellige und durchweg herzliche Ausdruck in den vier Gesichtern sagte wortlos: ‚Warum denn eigentlich nicht?‘, und gelöst schwörte man sich, auch die zukünftigen Exkursionen oder Festlichkeiten gemeinsam zu erleben. In den fünf Stunden, die es noch bis zur Landung dauern sollte, wollte man gleich damit beginnen. Roman Stanek, dessen Laune sich inzwischen erheblich gebessert hatte, saß die meiste Zeit jedoch einfach bloß mit verschränkten Armen so da und beobachtete Frau Miklitz und ihre beiden Verkopplungskandidaten. In erregter Erwartung, wann sich denn endlich der von ihr angedrohte ‚Zwischenfall‘ ereignen würde. Nun, zu diesem Zeitpunkt kam erst einmal alles so, wie es ohnehin kommen musste. Jinan Karelin war, besonders gegenüber Mira Haland, amüsan, geheimnisvoll, gewitzt, zuvorkommend – und vor allem so gnadenlos charmant. Mira Haland war, besonders gegenüber Jinan Karelin, amüsiert, verträumt, erlegen, schwärmerisch – und vor allem so betörend hilflos. Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, erzählte von den dampfenden Schluchten und saftigen, tiefschwarzen Wäldern seines Heimatlandes, von den Häfen der Südküste, von seiner Kindheit in den Tälern der Tarejischen Berge und von seinem entbehrungsreichen Aufstieg als Verleger. So schwärmerisch und ausgeschmückt, als würde wenigstens

ein einziges Wort seiner Erzählung der Wahrheit entsprechend. Ja, hier und da glaubte er beinahe selbst daran. Er war in seinem Element. Und seine merkwürdige Unsicherheit und Skepsis der ersten Minuten war – allein schon berufsbedingt wohl – restlos vergessen. Mira Haland lag ohne Zweifel bereits fest in seinem Bann. Und Jana Miklitz war sehr zufrieden mit sich. Auch wenn das eigentliche Bonbon ihrer Strategie erst noch folgen sollte. So saß sie bald nur noch mit geschwellter Brust und ihrer exklusiven Gewissheit da und kicherte tief versteckt in ihrem Innern vor sich hin. Wie ein Schulmädchen mit einem süßen Geheimnis. Dass das eigentlich verblüffendste Geheimnis aber hinter den braunen Augen von Mira Haland verborgen lag, das konnte sie zu diesem Zeitpunkt freilich nicht einmal im Entferntesten erahnen.

Die ‚Fürst Hakon‘ trieb seit geraumer Zeit durch eine dichte Wolkendecke. Es war still geworden. Kein Plaudern, kein Klirren von Geschirr oder Gläsern, nicht einmal ein Husten. Das Ende der Reise war nah, und die Menschen im Innern der Kabine reckten sich neugierig aus ihren Sitzen, um durch die Fenster etwas sehen zu können. Dahinter aber lag alles unter einer graublauen Masse verborgen, durch die sich nur noch hier und da ein weicher, feiner Sonnenstrahl hindurch drängte. Ein leichtes Grollen rollte aus der Richtung heran, in die das Luftschiff unbeirrt vorantaumelte. Regen würde sie wohl am Zielort erwarten. Und der ein oder andere schien

bereits ein wenig besorgt, ob sie *ihn* noch erreichen konnten, bevor das Gewitter *sie* erreichte.

In diesen Monaten ging die Sonne besonders früh und rasch unter. Ein paar Tausend Meter unter ihnen mochten darum vermutlich schon die ersten Lichter aufglimmen. Alles im Innern der Kabine schien sich nun in Zeitlupe zu bewegen. Im schläfrigen Halbdunkel der Sitzreihen leuchteten hier und da allein die weißen Livrees der Stewards auf und schwebten wie an Schnüren gezogen an Roman Stanek vorüber. Träge schlugen die Blätter teilnahmslos überflogener Magazine um. Auf leer gegessenen Tablettts wogten die Reste von Tee oder Saft in ihren Gläsern gelangweilt vor sich hin. Und die blauäugige Sirene hinter der Bar war mit dem Gesicht auf ihren verschränkten Armen eingeknickt. Auch Mira Haland, die nun da saß, wo zuvor Roman Stanek gesessen hatte, schlief tief, fest und lächelnd. Daneben kaute Jinan Karelin an seiner Pfeife und starrte ins bedrückende Dunkel hinaus. Neben Roman Stanek schlief auch Jana Miklitz und träumte vermutlich all ihre ingeniosen Strategien zuende. Tatsächlich, dachte Roman Stanek, kein Tamtam, keine Effekte, keine Tricks. Bloß Ruhe und dieses sanfte Treiben durch fremdländische Wolken und all die dadurch hervor gelockten Gedanken. Ja, ihr unsichtbarer Gastgeber war schon ein gewiefter Hund. Aufgeputscht von all den abenteuerlichen und zweifellos erregenden Reisen in die Welt des Unbekannten, des Unvorhergesehenen und Amüsanten, musste ja jeder hier davon ausgegangen sein, dass auch auf dieser Exkursion hinter jeder Ecke, vielleicht sogar hinter der nächsten Wolke – in dieser Runde war

schließlich so gut wie alles möglich –, die nächste Sensation lauerte. Aber nichts dergleichen. Genial. Roman Stanek hatte ganz allmählich den Verdacht, dass ihr Gastgeber einen langfristigen Gedanken mit all dem verfolgte. Einen ebenso akribischen wie intelligenten Plan mit vielleicht gar so etwas wie einem Erziehungsanspruch. Ziemlicher Unsinn, vermutlich. Aber was, zum Teufel, *sollte* er denn bloß denken? Er schaute neben sich auf die schlafende Jana Miklitz und beneidete sie um die Ablenkung, die ihre professionell betriebene Kuppelei mit sich gebracht hatte. Dann seufzte er tief, verschränkte die Hände auf dem Bauch und gedachte, sich der ganzen verschlafenen Stimmung ringsum zu fügen. Da schlugen mit einem Mal grelle Lichtfunken durch die Fenster. Rings um die nervös wankende Kabine zuckte, zischte und raste gleißendes Licht, ein dumpfes Dröhnen wälzte sich auf sie zu, und die Wolkenströme wirbelten wie feurige Gischt an den Fenstern vorüber. Die ‚Fürst Hakon‘ hob sich und fiel wieder, drängte ruckartig mal nach rechts und dann wieder nach links. Über der Decke der Kabine ächzte und stöhnte das Metall, respektvolles Stimmengewirr wurde laut, und die ein oder andere helle Stimme antwortete auf all das Blitzen und Donnern da draußen mit einem verschreckten Quietschen. Doch trotz dieses mulmigen Gefühls, trotz der Unsicherheit, wie sich die Wetter auf solch ein ungewohntes Gefährt auswirken können, war bald alles unweigerlich so gebannt von dem Farbspektakel und der geballten Schönheit der Naturgewalten, dass die Angst rasch in Vergessenheit geriet. Die einmal erweckte Kraft der Natur hat

unbestreitbar etwas Erotisches. Die Ungewissheit, was ihr als nächstes in den Sinn kommen wird. Das Ausgeliefertsein überall dort, wo allein mit zwei Armen und Beinen und der illusorischen Autonomie des Menschen nicht das Geringste auszurichten ist. Der Treffpunkt mit dem Schicksal. Zum Beispiel knapp 2000 Meter über dem sicheren Boden. Zudem in diesen düster pulsierenden Wolkenströmen, in all dem Licht, all der Elektrizität und dem Lärm der aufeinander prallenden Luftmassen da draußen. Wann und wo, wenn nicht in dieser ungewöhnlichen Gesellschaft, hätte Roman Stanek (als der prosaische Geschäftsmann, der er alles in allem auch recht gerne war) so etwas denn sonst je erleben dürfen?

„Meine lieben Damen und Herren, hier spricht Ihr Kapitän“, rauschte es aus den Lautsprechern, und Roman Stanek erkannte die Stimme sofort als die seines unsichtbaren Gastgebers – beziehungsweise als die, die sich insgeheim dafür ausgab. Man konnte deutlich hören, dass diese Stimme mit einem Lächeln sprach, sodass im Innern der Kabine rasch wieder Ruhe und Gelassenheit zurückkehrten. „Wir befinden uns derzeit in einer Fahrhöhe von 1760 Meter bei einer Höhentemperatur von angenehmen  $-25^{\circ}$  Celsius. Ein Gewitter, wie Sie es dort draußen erleben dürfen, kann der ‚Fürst Hakon‘ nicht das Geringste anhaben, darf ich Sie beruhigen. Und muss zugleich eingestehen, dass wir von demselben selbstverständlich von Beginn an Kenntnis hatten, ich Ihnen das atemberaubende Spektakel aber auf keinen Fall vorenthalten wollte. Die ‚Fürst Hakon‘ befindet sich augenblicklich auf Senkfahrt mit einer Geschwindigkeit

von exakt 2 Knoten. Unser Ziel werden wir somit in etwa 25 Minuten erreicht haben. Also: Willkommen in der Großen Stadt. Willkommen da, wo immer Sie gerade sein wollen. Willkommen – Zuhause.“

Bald darauf – wie ein schwerer, purpurn leuchtender Vorhang – fuhren unter ihnen die Wolkenmassen auf, und die ‚Fürst Hakon‘ sank durch golden glitzernden Regen hinab ins dunstige Abendlicht. Allmählich konnte Roman Stanek das Meer erkennen, das sich in schneeweißen Fetzen an einer funkelnden, rauchenden und von hochaufragenden Steinmonumenten beengten Küste brach. Die gigantischen Betonquader, in denen kleine Lichtpunkte sich unentwegt entzündeten und wieder erloschen, schienen jeden Moment von den dahinter liegenden ins Meer gedrängt zu werden. Die Große Stadt. Einen anderen Namen benötigte sie eigentlich auch gar nicht. Als die ‚Fürst Hakon‘ schließlich bloß noch etwa 200 Meter über ihr schwebte, sah Roman Stanek die flimmernden Blech-Tentakel auf den Hauptstraßen, die Leuchtreklamen, riesige Kathedralen, an deren Fassaden Tausende von Wasserspeiern Wasser spien, zweistöckige Omnibusse, die sich durch den maßlosen Verkehr quälten, und die Menschen auf den breiten Alleen, Menschen, die er in solcher Menge und vor allem aus solcher Perspektive noch nie zuvor zu Gesicht bekommen hatte. Es war ja nicht so, dass er noch niemals eine fremdländische Metropole kennen gelernt hätte. Aber das war die Große Stadt. Sozusagen die Quintessenz, die logische und logistische Konsequenz aller Metropolen dieser Welt.

Bald darauf warf die ‚Fürst Hakon‘ ihren mächtigen

Schatten, wohl einen der letzten dieses Tages, auf ein riesiges Rasenfeld. Sie mochten inzwischen auf die Höhe von etwa 50 Metern abgesunken sein, während die Senkgeschwindigkeit stetig weiter stieg. Am Rand des Feldes drängten sich die Schaulustigen, und in seiner Mitte liefen ein paar Uniformierte und Männer in hellen Overalls nervös durcheinander und bereiteten die Landung vor. Roman Staneks Augen waren weit geöffnet und registrierten jede Regung um ihn herum. Wie ein Schuljunge saugte er das minutiös ineinander gefügte Spektakel der Landung in sich auf. Das war seine Welt. Menschen taten etwas, drehten hier, schraubten dort, bewegten gigantische Maschinen und koordinierten komplexeste Abläufe. Und all das ohne die eher hinderlichen Haken aus allzu viel Grübelei, Analyse und Philosophie. Er war ein eher prosaischer Geschäftsmann. Und war das alles in allem auch recht gerne. Allmählich erschienen ihm solche gewohnten Gedankengänge wie Urlaub, wie eine Erholung von all dem Neuen und Ungewohnten. Aber dass er das so sah, war eigentlich schon wieder ein Beweis dafür, dass diese neue Welt inzwischen längst mehr Raum in seinem Leben eingenommen hatte, als die Gewohnheit. Herrgott, es war aber auch einfach vertrackt. *„Machen Sie doch einfach mit. Nehmen Sie doch einfach alles an, zu dem Sie keine überzeugendere oder attraktivere Alternative parat haben. Ein bisschen mutig. Und ein bisschen selbstlos. Ihr Gastgeber ist ein Mensch, der Ihren Horizont erweitert, Sie überrascht, Sie mit tückischen Geschenken provoziert. Und Sie sind so sehr mit sich selbst und Ihren Standards beschäftigt, dass Sie das Gold, das da gerade in all Ihre ungebrauchten Taschen geschmug-*

*gelt wird, gar nicht sehen, geschweige denn, es überhaupt wirklich annehmen können‘. Ja, vielleicht sollte er genau das endlich einmal tun. Wenn er doch nur hier und da ein wenig darauf verzichten könnte, alles stets so ganz genau wissen zu müssen. Dann könnte er sich einfach nur faszinieren und entführen lassen. Ohne die eher hinderlichen Haken aus allzu viel Grübelei, Analyse und Philosophie...*

Die ‚Fürst Hakon‘ würde nun noch vielleicht 15 Meter brauchen, um den Boden endgültig wieder zu berühren. Seile wurden gegriffen, gespannt und eingehakt, eine kleine Gangway herangefahren, und ein paar hübsche Hostessen mit Blumensträußen im Arm trainierten noch einmal ihr gewinnendstes Lächeln. Weitab von den Menschenmengen, ein ganzes Stück vor den Reihen der Zaungäste und noch weit hinter dem Pulk der Overall-Träger, entdeckte Roman Stanek eine kleine Figur, die seine Aufmerksamkeit erregte. Ein etwa zehnjähriges Kind in kurzen Hosen, das etwas leuchtend Rotes im Arm hielt und ihn direkt anzulächeln schien, obwohl er im Halbdunkel der Kabine und hinter den dicken Plastik-scheiben wohl kaum zu erkennen sein durfte. Ein kleiner Junge mit zerzausten Haaren und schmutzigen Knien. Roman Stanek kniff die Augen zusammen, um das leuchtend rote Etwas in den Armen des Jungen genauer identifizieren zu können. Es war ein Buch. Ein rotes Buch.

„Wollen Sie mir Ihren grandiosen Plan denn nicht endlich verraten, Frau Miklitz?“, drängte Roman Stanek. Der Reisebus, der sich rasselnd, dröhnend und stinkend über den glühenden Asphalt der Landstraße quälte, rumpelte und zitterte so sehr, dass Roman Staneks Worte nur noch in abgehackten Silben herauskamen. Jana Miklitz reckte ihr Kinn mit genießerisch geschlossenen Augen in die entgegengesetzte Richtung und grinste.

„Dann eben nicht. Womit wird diese motoristische Antiquität eigentlich angetrieben? Mit Kamel-Dung? Das riecht keinesfalls gesund, was da hinten rauskommt. Ähnliches kommt bei einer magenkranken Kuh hinten raus. Und ich habe langsam die Befürchtung, das wir alle mit

diesem Teufels-Bus in die Luft fliegen werden“. Jana Miklitz und er saßen auf der Rückbank des Busses, Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, und Mira Haland eine Reihe vor ihnen. Und davor wiederum eine Mischung aus den gewohnten Gesichtern der gewohnten Vergnügungsgilde und einigen unablässig lächelnden Orientalen mit prall gefüllten Einkaufstüten, schlafenden Kindern oder Bastkörben auf ihren Schößen. Im Augenblick kamen sie ihm vor wie Minuten, die Wochen, die es inzwischen zurück lag, dass er und seine drei Gefährten sich zwischen Blitzen und Donnern in 2000 Metern Höhe befunden hatten. Und nun wankte zu beiden Seiten des Teufels-Busses eine karge Wüstenlandschaft mit vereinzelt ausgemergelten Rindern, Ziegen oder sonstigen Paarzähern an ihnen vorüber. ‚Fünf Tage lang durch Fünftausend Jahre Geschichte des geheimnisvollen Orients‘, hieß es diesmal in der Einladung. ‚Entdecken Sie die Wurzeln der Kultur, welche die unsere überhaupt erst ermöglicht hat‘. Nun, dieses Gefährt musste eindeutig direkt von dieser fünftausend Jahre alten Wurzel der Kultur abstammen. Und sehr viel jünger sah die leider nur spärlich verschleierte Fahrerin auch nicht aus. Roman Stanek ging es wirklich nicht sehr gut. Mindestens noch eine ganze Stunde in diesem Blech gewordenen Freudentaumel jeder Reparaturwerkstatt, bis sie zum Treffpunkt gelangen würden. Na ja, er musste nun doch ein wenig lachen, bei dem Gedanken an eine Gruppe ölverschmierter Automechaniker mit dicken schwarzen Schnurrbärten, welche Hand in Hand mit schneeweißem Lächeln im Kreis tanzten, in einem Regen aus violetten Blüten und mit Kränzen im Haar, begleitet von einem traditionellen

orientalischen Orchester und mit einem rosengeschmückten Reisebus im Hintergrund, dessen Rost in der Morgensonne golden schimmert und auf dem fett und leuchtend in arabischer Schrift ‚Danke‘ geschrieben steht. Aber dann sah er wieder das wohlige Lächeln zwischen Jinan Karelin und Mira Haland und ärgerte sich darüber, dass er nicht den Hauch einer Ahnung hatte, was sich Jana Miklitz‘ Meisterhirn da für die zwei ausgedacht hatte.

„Karel“, rief er nach vorn und meinte den jungen Studenten, der sich hier, fern der nebligen Heimat, als Reiseführer ein paar Scheine dazu verdiente, „kommen Sie mal bitte?“

Karel, ein blonder Hüne mit ungefähr drei Millionen Sommersprossen, die sich offensichtlich über seinen ganzen Körper verteilten, kam. Er lehnte sich zwischen die zwei Sitze vor Roman Stanek und lächelte ihm gelassen ins Gesicht. Karel war einer dieser Menschen, die man eigentlich für ihre durch und durch sympathische Ausstrahlung und charakterliche Makellosigkeit hassen will. Was einem natürlich nicht gelingt, da sie eben so sympathisch und charakterlich so furchtbar makellos sind. Unheimlich locker und lebenskünstlerisch sind sie schließlich meist noch obendrein. Dann ist eh schon alles aus. So ein Mensch war Karel. Und Roman Stanek mochte ihn gleich. Obwohl er absolut nicht die geringste Lust dazu hatte. Und genau das gedachte er gleich jetzt und hier klar zu stellen.

„Mein lieber Karel: Ich möchte Ihnen ja nicht unnötig auf die Füße treten, Sie haben sicher schon genug um die Ohren...“

(Ausgezeichnete Eröffnung. Moderat anfangen und den

Delinquenten durch geheucheltes Verständnis in Sicherheit wiegen.)

„...aber da die Auswahl des Gefährts, das uns zu unserem Treffpunkt befördert, ja Ihnen oblag...“

(Sehr gut. Gleich die Verantwortlichkeiten klären und etwaigen Schuldverlagerungen vorbeugen. Und obendrein noch: ‚oblag...‘ – unwiderstehlich pittoresk. Na, mit dieser dezidierten und eleganten Wortwahl sollte wohl kaum ausreichend Wind in den Segeln des sterblichen Übeltäters verbleiben.)

„...muss ich mich doch fragen, welche Absicht hinter der Auswahl eben dieser verlausten Steißbein-Reibe hier liegt, wenn Sie mir die kleine Spitze in Bezug auf Ihren Geschmack gestatten...“

(Strategisch zielgenau, charmant zynisch und ungemein formschön. Eine ausgemachte Sache. Ohne Zweifel. Absolut chancenlos, der bedauernswerte Student.)

Nun, der wollte sich sein Lächeln aber offensichtlich trotz all der ausgereiften Rhetorik, zumindest nicht verbal, aus seinem Gesicht wischen lassen. Und er konnte obendrein partout noch reden. Denn er sagte:

„Lieber Herr Stanek: wollten Sie den Orient erleben? Oder hätten Sie lieber wieder die geruchs- und temperaturlose, wohlportionierte Reiserealität aus Ihrem Fernseher. Und eine Wärmflasche? Sollen die Sitze und vielleicht gleich auch die ganzen so ungemein fremd duftenden Einheimischen hier mit Folien überzogen werden? Entspannen Sie sich. Und atmen Sie einfach mal tief ein. Und zwar, ohne das Eingeatmete schon während des Vorgangs mikroskopisch zu filtern. Sie werden sehen: Jeder Mensch ist zu Tausend verschiedenen Arten von

Atmung und Genuss fähig. Und jeder Mensch braucht doch die Vielseitigkeit. Oder was glauben Sie, was mit Ihnen auf Dauer passiert, wenn Sie sich ausschließlich, jeden Tag Ihres Lebens von Himbeerbonbons ernähren? Eben. Ganz ehrlich: Ich erfülle Ihnen jederzeit so ziemlich jeden Wunsch. Das ist mein Job. Und außerdem finde ich Sie außerordentlich sympathisch. Aber ich habe nun einmal die Aufgabe, Sie durch die Welt des Orients zu führen. Nicht durch eine sterilisierte Gummihandschuh-Fabrik. Darf ich Ihnen vielleicht etwas zu Trinken bringen?“

„Och, ähm, Danke. Im Moment eigentlich nicht. Vielen Dank. Ich, ähm – ja, nein, Dankeschön“.

So ein Idiot, dieser Student. ‚Atmen Sie einfach mal tief ein‘ – wirklich eine famose Idee. War er denn lebensmüde? Wer in dieser öltriefenden Rostlaube auch nur einen einzigen tiefen Atemzug nahm, konnte sich doch ebenso gut gleich in einem Klärwerk versenken oder als oraler Abgaskontrolleur verdingen lassen. Na, er war schon wirklich gar nicht so falsch, dieser grobschlächtige Student. Ja, Roman Stanek mochte ihn. Und dieser wirklich gelungene Monolog des vermeintlichen Opfers seiner Übelkeit hatte seine Laune tatsächlich wieder angehoben. Weitaus zuträglicher war seiner Stimmung aber noch die Feststellung, dass Jinan Karelin offenbar in der Zwischenzeit ein paar Brocken Gebärdensprache gelernt hatte. Die zwei, er und die einfach bloß liebenswerte Mira Haland, waren zweifellos ein gelungenes Paar. Dieses Lächeln, das Glühen in den erwartungsvollen Augen, der warme, so nackte, persönliche und offenbarende Schmelz in den Stimmen. Wohl kaum eines dieser genialen Ver-

gnügungen ihres unsichtbaren Gastgebers, das in der Lage wäre, diesen entrückten Anblick zu übertreffen. Was brauchte es da noch einen inszenierten Zwischenfall, dachte er sich und warf diesen Gedanken wie einen stummen Vorwurf mit einem abfällig zerknitterten Gesichtszug in die Richtung von Jana Miklitz neben ihm. Aber sie könnte ihm diesen überflüssigen Plan wenigstens trotzdem einfach mal mitteilen. Vielleicht zumindest eine Andeutung. Ach, um Gottes Willen, was dachte er denn da bloß? Er war doch kein Schulbub mehr. Sollte sie es doch für sich behalten. Er war auf Reisen. Durch den Orient. Fünf Tage lang durch Fünftausend Jahre Geschichte. An den Wurzeln der Kultur, welche die unsere überhaupt erst ermöglicht hat. Das hatte sein unsichtbarer Gastgeber versprochen, und das – nein, meist eigentlich wesentlich mehr – war Roman Stanek dann auch gewohnt, zu bekommen. Wie war das noch: *„Kalkulierbares Risiko – kalkulierbarer Gewinn. Man einigt sich auf ein Geschäft und bekommt auch nur das, auf das man sich geeinigt hatte. Aber jedes Mal wieder ist man dann unterbewusst ein wenig enttäuscht, dass es bloß das ist“*. Nun, hier war das eindeutig anders. Eigentlich zum ersten Mal in seinem Leben, dachte Roman Stanek und erschlug die Mücke auf seinem Nacken.

Jana Miklitz legte ihren Kopf an die Scheibe und blinzelte genießerisch in die Sonne. Der Wind flatterte durch ihr blutrotes Halstuch und in der funkelnden Mittagssonne zauberte das Glas ihrer Armbanduhr vielfarbige Muster in ihr Gesicht. Ein paar Reihen weiter, auf der ge-

nüberliegenden Seite, saß ein älterer Herr in einem beigen Anzug. An sich eben bloß einer dieser älteren Herren. Mit einer karierten Mütze, einer kräftigen Hornbrille auf einer großen, dicken Nase, einem Kinn, das Übergangslos in die Falten der Brust mündete und mit Ohrläppchen, die ganz allmählich der Schwerkraft zum Opfer zu fallen schienen. Ein kariertes Taschentuch, das aus der Brusttasche baumelte, ein anderes als Nackenschutz unter der Mütze. Kein außergewöhnlicher Anblick also. Und doch fiel er Jana Miklitz auf. In der Hand hielt der alte Mann ein Buch, das ihr irgendwie bekannt erschien. Ein rotes Buch. Hier und da – zu Beginn hatte sie freilich kaum darauf geachtet – fand sie zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten in den ein oder anderen Händen der Reise- und Festgesellschaft ein rotes Buch. Sie hatte nie gefragt, weder sich selbst noch den jeweiligen Inhaber, was es denn damit auf sich hatte. Das sollte sie vielleicht mal tun. Später. Denn im Moment genoss sie noch zu sehr diesen Mittag im trockenen, süßlich schmeckenden Wind des Orients. Den leuchtenden Himmel, den Duft der Eukalyptus- und Limonenbäume (sofern die Abgase des ‚Teufelsbusses‘ es zuließen), die winkenden Kinder in den löchrigen bunten Pullovern am Straßenrand (kaum vorstellbar, welche Hitze unter diesen Pullovern herrschen musste), die Gelassenheit der Kamele, die den vorüberlärmenden Bus nur mit einem verschlafenen Blick und dem Winken ihrer Unterlippe zur Kenntnis nahmen, den Sand, den Staub, die farbenfrohen Wüstenpflanzen, den Trampelpfad mit den riesigen Hinweisschildern, die wohl eine Autobahn imitieren wollten, die Werbeschilder mit attraktiven

Schnauzbartträgern, deren schneeweißes Lächeln für Erfrischungsgetränke, Automobile oder Zahnseide warb. Jana Miklitz genoss diese ganze Unebenheit und Improvisation ringsum. Musste ein Haus, ein Stall oder eine elektrische Anlage unbedingt dahin, wo zuvor ein Baum stand, der vielleicht geschützt, zu tief verwurzelt oder einfach bloß zu schön anzusehen war, baute man eben um ihn herum. War ein Bau nicht zuende gebracht worden, weil das Geld ausgegangen war oder die Bauarbeiter plötzlich mehr Lohn verlangten, wartete man eben bis zum nächsten Jahr und bewohnte derweil die Bereiche des Hauses, die bereits fertig waren. Karel, der grobschlächlige Student und Reiseführer erzählte dazu die interessantesten Stationen der fünftausendjährigen Kultur in sein Mikrofon. Er erzählte von den strengen, aber gerechten Gesetzen, die das Tragen von Miniröcken und das Spucken aufs Trottoir mit mehrjährigen Haftstrafen belegten, aber auch das Verweigern einer milden Gabe an einen Bettler per Strafandrohung verboten. Von den zentimetergenauen Vorgaben, nach denen ein Frauenkörper zu verhüllen war, aber auch von der absoluten und vielleicht ältesten Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt. Er erzählte von den großen Dynastien der Antike, die vor vielen Tausend Jahren bereits öffentliche Toiletten, Einkaufszentren, die höhere Mathematik, die Rohrpost, den Drogenhandel und die Chirurgie erfunden hatten. Und von den mächtigen und sagenhaft reichen Königen, allen voran *Rasim Arilh II.*, dem ‚vergifteten Schwert‘, der seinen unfreundlichen Beinamen von den polytheistischen Priestern verliehen bekam, nachdem er den unpopulären Monotheismus per

Gesetz eingeführt hatte. Jede zweite Straße und jeder zweite Platz der Hauptstadt ist in irgendeiner Form nach diesem sagenhaften Monarchen und Revolutionär benannt. In der Popularität schlägt er noch über dreitausend Jahre nach seinem rätselhaften Tod sämtliche Popstars, Politiker und all die zahllosen Revolutionsführer, die das Land seither über sich ergehen lassen musste. Wie er seinen erwiesenermaßen gewaltsamen Tod genau gefunden hat, ist bis heute nicht bekannt. Und darum auch nicht, wer seine Mörder waren. Nicht einmal, wo sich im sogenannten ‚Hof des Dunkels‘, einer der ältesten, kompliziertesten und größten Friedhofsanlagen der Welt, sein Grab befindet. Eines aber war sicher: Hinter diesem wohl ältesten ungelösten Kriminalfall steckte ein an sich hochmoderner Apparat aus Intrigen, Korruption und Vertuschung, der offensichtlich die Jahrtausende zu überdauern in der Lage gewesen ist, sonst hätte doch zumindest das Grab irgendwann gefunden worden sein müssen. Karel schloss mit dem Hinweis auf ihren Zielort, nämlich besagter Grabstätten, die durch komplizierteste Systeme aus Gängen, Sackgassen und Fallen tief ins Innere der Berge führten. Nach einer Exkursion in die Welt der antiken Herrscher und ihrer Abenteuer nebst dem gewohnt attraktiven Rahmenprogramm und einem anschließenden Essen, würde man sich dann gegen sechs Uhr ins Hotel begeben. Solange konnte es Jana Miklitz gerade noch aushalten. Denn das Hotel würde für ihren Plan von unverzichtbarer Bedeutung sein. Doch auch ihr war der schon rein automatische Fortschritt zwischen den beiden

Menschen da vor ihr keinesfalls entgangen. Na ja, schaden konnte ihr Projekt aber trotz allem nicht.

Etwa eine halbe Stunde später kam der Bus unter ohrenbetäubendem und nahezu Mitleid erregendem Lärm zum Stehen. Er schnaufte und keuchte noch im Stehen wie ein alter Mann nach einem Tausendmeterlauf unter Marschgepäck. Man stieg aus und teilte sich sogleich ein einziges gewaltiges Staunen, das mit offenen Mündern und anerkennendem Kopfnicken unterstrichen wurde. Vor der erschöpften Reisegesellschaft öffnete sich das weite Halbrund eines schroffen, vernarbten Bergmassivs, dessen Gipfelkamm wie züngelnde Flammen in die Glut der Sonne ragte. Durch die ungewöhnlichen Lichtverhältnisse und die besondere Beschaffenheit des Gesteins schien das ganze Felspanorama aus purem Gold zu bestehen. An seinem Fuß saßen an kleinen Campingtischen junge Männer in roten Kaftans und verkauften Eintrittsbillets, Ansichtskarten und Süßigkeiten. Hinter ihnen führten Hunderte von gewundenen Stiegen durch eine abenteuerliche Gerüstkonstruktion hinauf zu etwa einem Dutzend mit geheimnisvollen Symbolen und Figuren versehenen Höhleneingängen. Beim Aufstieg war deutlich zu sehen, dass bereits ganze Generationen ignoranter Grabräuber am Werk gewesen waren. Komplette Figuren waren aus dem prächtigen Stuck der Bergwände geschält worden, teilweise gar ganze Segmente im Stück. Karel berichtete, das Bedauernswerteste an der ganzen Selbstbedienung der letzten Jahrhunderte sei die Tatsache, dass die

wenigsten Artefakte in und um den ‚Hof des Dunkels‘ herum irgendwie einen Weg in die Museen oder wenigstens zu einem Kunsthändler genommen hätten. Die Einheimischen hätten diesen unschätzbaren Hort aus Kunst und purer Geschichte zumeist schlicht als Steinbruch genutzt, bevor die Regierung, die erst seit knapp 30 Jahren (mehr oder weniger) parlamentarisch sei, dem einen strengen Riegel vorgeschoben habe. Ein ewig lachender und übel nach Schnaps riechender selbsternannter Dolmetscher, irgendein Einheimischer auf der Jagd nach ein paar Geldscheinen, der sich der Reisegruppe ungebetener Weise irgendwann einfach angeschlossen hatte, wusste dies alles mit Inbrunst zu bestätigen. Obgleich er nicht ein Wort von dem verstand, was Karel da ausführte. Wie sich später herausstellen sollte, war sein Name Ahman.

Im Innern der Höhle zogen sich reich verzierte Gänge ins Gestein, übersät mit erstaunlich gut erhaltenen Wandmalereien, die von den Heldentaten und von der ruhmreichen Weisheit des hier bestatteten Königs zu berichten wussten. Dem Labyrinth der Gänge folgte eine große Kammer nach der anderen. Überfüllt mit all den kostbaren Grabbeigaben aus Gold, Onyx, Bronze oder Jade, einer kleinen steinernen Armee aus Speer- oder Schwertträgern, die offensichtlich den toten Herrscher gegen Geister oder sonstige Bedrohungen seiner Grabruhe verteidigen sollten, mit Edelsteinen in den bedrohlich blickenden Augenhöhlen und vergoldeten Brustpanzern. Jana Miklitz wunderte sich, dass die Grabräuber das Innere der Grabstätte offensichtlich unberührt gelassen hatten. Dann fiel ihr auf, dass Ahman,

ihr unbrauchbarer Dolmetscher, verschwunden war. Sie entdeckte ihn schließlich lachend und winkend weit hinter ihnen, dort, wo die Gänge in die erste Grabkammer mündeten. Offenbar gab es eine magische, unsichtbare Grenze am Eingang der Kammern, die ein Einheimischer, wohl aus religiösen oder abergläubischen Motiven, nicht zu überschreiten wagte. Vermutlich waren diese Gräber vor all dem Gold noch angefüllt mit allerlei Flüchen und Drohungen.

Während die ersten Kammern lediglich von einzelnen Kellerlampen beleuchtet waren, war die letzte – und mit Abstand größte – dramatisch von Dutzenden kunstvoll platzierten Fackeln erhellt. Karel empfahl, sich irgendwo im weitläufigen Eingangsbereich der Kammer zu positionieren, um das schimmernde, glitzernde und farbenstrotzende Panorama in seiner vollen Pracht genießen zu können. Der hintere Bereich, wo die Schemen einer Art Thron zu erkennen waren, lag fast völlig im Dunkeln. Plötzlich fuhr ein Lichtstrahl durch den Raum, direkt auf das, was sich tatsächlich als ein gigantischer Thron mit mächtigen bronzenen Adlerflügeln in seinem Rücken und den goldenen Füßen irgend eines fabelhaften Raubtieres entpuppte. Jana Miklitz erschrak. Auf dem Thron saß in erhabener Pose ein durch und durch lebendiger Mann in der antiken Montur eines Königs. Ein kräftiger junger Mann mit fast weiblichen Zügen und einem arroganten Lächeln in seinem Gesicht. Von beiden Seiten, mit jungen Löwen an goldenen Ketten geführt, traten zwei blutjunge orientalische Schönheiten in Festgewändern an ihn heran. Der König klatschte in die Hände, und eine Schar in

prunkvolle Tücher gewandeter Männer und Frauen plazierte sich auf den Liegen und Stühlen, offenbar die Gäste eines Festes. Musiker mit seltsamen Instrumenten kamen dazu und spielten seit Jahrtausenden wohl nicht mehr gespielte Melodien. Tänzerinnen in nahezu transparenten Kleidern bogen sich dazu in allerlei lasziven Darbietungen, mit Leder und Bronze bewehrte Muskelpakete führten Schaukämpfe auf, Zauberer zeigten atemberaubende Tricks aus Feuer, Rauch und Licht. Alles war so echt. Als könnte man durch das Tor dieser Kammer direkt in die Geschichte zurück blicken.

„Guten Tag, liebe Freunde“, schallte es aus Lautsprechern durch die Gänge. „Und willkommen in der Gegenwart der Vergangenheit. Ich hoffe, Sie haben ausreichend Phantasie mitgebracht, um den Zauber dieses Landes ebenso nah erleben zu können, wie ich ihn schon vor Jahren hier zum ersten Mal erleben konnte. Willkommen im Labyrinth der Rätsel und Geheimnisse einer kriegerischen, mystischen und in seiner Pracht so ungemein erotischen Zeit. Willkommen in der Welt der Fremde. Willkommen genau da, wo immer Sie heute sein wollen. Willkommen zuhaus.“

Während der Rausch des jüngsten Spektakels noch nachhallte, ging Karel wieder nach unten, um die alte Busfahrerin zu bitten, den Pfefferminztee für ihre Gäste vorzubereiten, für den ihr Land in aller Welt bekannt war. Er war Historiker, nun, zumindest ein angehender, und mit all dem soeben Dargebotenen somit hinlänglich vertraut, weshalb es ihn auch im Grunde recht unberührt ließ. Drum trank er mit der alten Busfahrerin gelassen ein

paar Gläser Tee und wartete auf die Rückkehr seiner Gäste. Ahman hatte er ein paar alles in allem recht wertlose Geldscheine in die Hand gedrückt, für die dieser die Reisegesellschaft nach angemessener Zeit wieder aus dem Berg herauszuführen hatte. Er dachte an seine gerade erst 9 Monate alte Tochter und an die frischen, würzigen Seewinde seiner Heimat. Seit einem Jahr war er nun an der hiesigen Fakultät eingeschrieben und finanzierte sein Studium mit seinen Tätigkeiten als Reiseführer. Und ganz allmählich gingen ihm die ganzjährige Trockenheit, der überall herumliegende Müll, die Mücken und Fliegen, diese ganze jahreszeitlose Monotonie dieses Landes auf die Nerven.

Nach einer Weile machte sich der Tee in Karels Blase bemerkbar, und er verfluchte die Betreiber der Grabstätte – die bis auf ihre Rüstungsprogramme überaus geizige Regierung – die hier törichter Weise an sanitären Anlagen komplett gespart hatte. Also machte er sich auf, irgendwo am Rande des Massivs nach einem Busch oder einer uneinsehbaren Ecke zu suchen. Und wie es eigentlich in dieser Situation so ziemlich jedem Mann ergeht, konnte er partout keinen Platz finden, der ihm für sein sensibles Unterfangen irgendwie angemessen erscheinen wollte. So trieb es ihn allmählich immer weiter um den Berg herum, bis er schließlich über eine halbe Meile von dem Bus entfernt war. Seine Bewegungen waren inzwischen von dem brennenden Druck in seinem Unterleib bereits enorm eingeschränkt. Doch die Götter dieses mystischen Ortes hatten Erbarmen und wiesen ihm mit einem dunstigen Lichtstrahl schließlich eine geradezu prädestinierte Stelle am Rande

eines kleinen Nadelwäldchens. Für ihn in diesem Moment der Erlösung das einzig wirklich relevante Heiligtum hier ringsum.

Als er bald darauf mit einem beseelten Ausdruck im Gesicht seine Hose schloss, fiel ihm eine graue Katze auf, die mitten im niedrigen Gestrüpp vor seinen Augen plötzlich im Erdboden verschwand. Für den Bau eines Nagetiers war der Körper der Katze viel zu groß, drum wurde Karel neugierig und untersuchte die Stelle, an der sie verschwunden war. Ein großes, fast quadratisches Loch. Von einem Tier konnte das keinesfalls stammen. Mit bloßen Händen erweiterte er das Loch. Zuerst nur ein paar Zentimeter. Darunter war nichts zu erkennen außer tiefem Schwarz. Er rief ein schüchternes ‚Haaalloo‘ in das Loch – und erschrak. Ein Echo. Der Hall einer recht ordentlichen Tiefe. Vielleicht ein alter Brunnen. Die umliegende Vegetation konnte schließlich durchaus ein Hinweis darauf sein. Aber warum ausgerechnet hier? Und warum sollte ihn dann jemand in diesem kargen, ausgetrockneten Landstrich geschlossen haben? Um das Loch herum keinerlei Spuren von Steinen oder auch nur deren Abdrücke. Sollte hier tatsächlich einmal ein Brunnen gewesen sein, müsste doch noch irgendein Rest der dazugehörigen Konstruktion zu finden sein. Irgend etwas. Aber da war nichts. Seine Neugier stieg, und die Stücke, die er aus dem Rand des Loches grub, wurden stetig größer. Plötzlich bewegte sich der Boden unter ihm. Ruckartig sank er um einige Zentimeter ab. Dann wieder ein Stück. Und wieder. Karel hockte mit weit aufgerissenen Augen da und wollte sich nicht rühren. Dann rührte er sich zwangsläufig. Und zwar gemeinsam

mit mehreren Kilogramm Erdrich und Gestrüpp etwa drei Meter abwärts. Der Aufprall war hart. Denn er war auf glatten Stein gefallen. Als er seine Gliedmaßen wieder einigermaßen sortiert hatte, entglitt ihm ein erstickter Schrei. Er blickte direkt in das zähnefletschende Maul eines steinernen Schakals.

„Was machen wir denn jetzt?“, brummte Roman Stanek. „Aus der alten Frau ist doch einfach nichts raus zu kriegen. Ich verstehe ja kein Wort.“

„Sie sind ja jetzt bloß stur“, sagte Jana Miklitz. „Ihre Zeichensprache ist doch wohl eindeutig. Offensichtlich hat sich Karel in einer... *dringlichen Angelegenheit* mal nach dort hinten zurückgezogen.“

„Fast eine ganze Stunde lang? Muss ja wirklich eine *enorm* dringliche Angelegenheit gewesen sein.“

Die alte Busfahrerin bedachte Roman Stanek mit einem giftigen Blick und murmelte ein paar zischende arabische Worte in ihren Damenbart.

„Der kann doch aber nicht einfach so weglaufen und uns hier sitzen lassen, der Student. *Dringliche Angelegenheiten* hin oder her. Nein, wirklich. So geht das einfach nicht.“

„Herr Stanek“, staunte Jana Miklitz, „so kenne ich Sie ja gar nicht. Mir ist schon seit geraumer Zeit aufgefallen, dass sie irgend einen diffusen Knoten aus schlechter Laune in ihrem Bauch mit sich herumtragen.“

Vielleicht hatte er die Frage – bewusst oder unbewusst – einfach überhört. Oder aber, er war in diesem

Augenblick zu abgelenkt durch dieses Etwas, das seinen Blick nun unweigerlich zur Seite, in den Pulk seiner Reisegegnossen zog. Das Etwas war rot, flach und passte in die Jackentasche einer ansonsten wenig bemerkenswerten Dame mittleren Alters, die mit mindestens einer Tubenfüllung Sonnencreme auf der Nase die goldenen Steinwände entlang blinzelte.

„Sagen Sie mal – Ist Ihnen eigentlich irgendwo schon einmal dieses rote Buch aufgefallen? Irgendwo, irgendwann auf einer unseren ‚Ausflügen‘? Ich habe es eigentlich selbst erst vor kurzem wirklich bewusst wahrgenommen. Dabei habe ich so ein Buch immer wieder in den verschiedensten Händen gesehen. Einfach bloß schmuckloses Rot darauf. Was kann das sein? Mal hat es der, dann wieder die...“

„Irgendein Buch halt. Was ist daran so Besonderes?“

„Ihnen ist es auch aufgefallen, nicht? Und es bereitet auch Ihnen Kopfzerbrechen, habe ich Recht?“

„Ach, Herr Stanek“, wiederholte sich Jana Miklitz. „Ist denn das nicht einfach wunderschön hier? Schauen Sie doch: All diese Pracht aus Sonne, Kunst, Geschichte und Eukalyptusbäumen. All diese freundlichen, einfachen Menschen, diese Gelassenheit und Gradlinigkeit. Lassen Sie sich doch mal treiben.“

„Ja, genau. ‚Und atmen Sie doch einfach mal tief ein‘, nicht wahr? So, ich habe einen unglaublichen Hunger. In zehn Minuten gehe ich ihn suchen, den Studenten.“

Roman Stanek hatte ihn *nicht* suchen müssen. Kurz nach seinem Entschluss war Karel bleich und stumm von

seiner dringlichen Angelegenheit zurückgekehrt und wortlos in den Bus gestiegen, in dem er jetzt gedankenversunken neben der alten Fahrerin saß und schwieg. Irgendwas stimmt nicht mit ihm, dachte Jana Miklitz, verdrängte diesen Gedanken aber rasch wieder, um sich voll und ganz auf den Anblick von Jinan Karelin und Mira Haland konzentrieren zu können. Jinan Karelin war ein wahrer Gentleman. Geduldig, zaghaft, höflich und angenehm unverbindlich. Er ließ seiner schüchternen Sitznachbarin soviel Raum, wie sie benötigte, ohne sich zu irgend etwas verpflichtet fühlen zu müssen. Das blieb auch bei dem folgenden Essen nebst anschließendem Tanz und ausgelassenem Feiern in der Zeltstadt eines stolzen und unglaublich gastfreundlichen kleinen Nomadenstammes so. Und auch auf der Weiterfahrt zum Hotel, bei der bis auf Karel alle Beteiligten grölend und lachend die unanständigen Liedertexte der alten Fahrerin mitzusingen versuchten.

Die Fahrt zum Hotel dauerte etwa eineinhalb Stunden. Der Schlaf, den sich Roman Stanek und seine neuen Freunde während dieser schließlich gegönnt hatten, bestärkte ihn nun – vermeintlich wieder frisch und ausgeruht – in der Animation der anderen drei, den Rest des Abends auf der Terrasse der Hotelbar zu verbringen. Weitere entführende Genüsse inklusive.

„Ist Ihnen dieses merkwürdige Gesicht unseres Reiseführers aufgefallen?“, fragte Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler nach einiger Zeit. Die Sonne drängte sich bereits in tiefem Purpurrot in den Horizont, und die eigentümlichen Laute einer fremden Nacht schwellen ganz allmählich an. Eine sanfte

Symphonie aus unbekanntem Vogelstimmen, dem gemächlichen Rhythmus der Grillen und aus dem gemütlichen Tuckern der Stromgeneratoren des Hotels.

„Mein Gott“, murmelte Roman Stanek, ohne Zweifel ein wenig angeheitert, „es gibt schöne Menschen, und es gibt...“

„Nein, herrje. Das meine ich natürlich nicht. Haben Sie nicht diesen völlig schockierten Gesichtsausdruck gesehen, mit dem er zurückkehrte? Als hätte er einen Geist gesehen. Danach hat er auch kein einziges Wort mehr gesprochen. Muss Ihnen doch aufgefallen sein?“

„Er ist ein Student, Herrgott“, brummte Roman Stanek. „Die haben einfach kein Geld, keine Zeit und nicht die nötige Reife, mal irgendwie ein bisschen gradlinig, konsequent und von irgend jemandem außer von ihnen selbst verstanden werden zu können.“

„Sie haben doch auch studiert, nicht wahr, Herr Stanek“, schmunzelte Jana Miklitz.

„Ja, klar! Eben drum!“, lachte Roman Stanek.

Jana Miklitz musste ihren fulminanten Plan ohne Zweifel aufgeben. All die schönen Effekte aus von Zauberhand verschlossenen Türen, der Irreführung zahlloser Beteiligter, der ganzen wundervoll unvorhersehbaren Dramaturgie – umsonst. Erst hatte sie alle Protagonisten ihrer Strategie geschickt aufeinander eingeschworen und somit verführt, die Zeit des kommenden, also diesen Events, unbedingt gemeinsam zu verbringen. Ein Hotel musste es ja geben, soviel war

schon damals sicher gewesen. So hatte sie bereits theoretisch Räume aufgeteilt, Rollen vergeben und all die schönen Mechanismen durchdacht, die nun vollkommen redundant und vielleicht sogar eher störend sein mussten. Alles umsonst. Dieses unwiderstehliche Paar da ihr gegenüber schien mit seinen Herzen längst viel zu weit ineinander geraten, als dass da ein provoziertes Zwischenfall noch irgend etwas hätte ausrichten müssen. Irgendwann hatte Jinan Karelin einfach eine der so geschickt und eifrig erzählenden Hände Mira Halands in die seinen genommen. Und da sollten sie auch den ganzen weiteren Abend, gestreichelt von Jinan Karelins Daumen, verbleiben. Jana Miklitz und Roman Stanek waren über die offensichtliche Entwicklung ihres Anliegens derart glücklich, dass ihnen besonders jetzt niemals im Traum eingefallen wäre, dass der graumelierte Mustermann da vor ihnen bei all dem einen glasklaren, berechnenden Plan verfolgte. Oder allein diesen zumindest zu verfolgen *glaubte*. Denn irgend etwas an dieser ganzen Geschichte war ganz und gar nicht so, wie er es eigentlich gewohnt war – das konnte Jinan Karelin deutlich spüren. Eine gehörlose, ungemein betuchte Erbin, ihm praktisch auf dem Silbertablett serviert. Mehr als leichte Beute für einen gewissenhaften Profi wie ihn. Also, was störte? Was hemmte ihn bei dem freien Zugriff auf seinen Anteil aus etwa 5 Millionen, auf die er den Wert seines augenblicklichen Projektes einschätzte? Und auch, wenn ihn noch an diesem Abend ein paar außerordentlich überraschende Wendungen dieses Spiels erwarten sollten, war ihm der eigentliche Grund für sein ungewohntes Unbehagen eigentlich längst

klar, ohne, dass er sich diesen auch nur im Geringsten eingestehen wollte.

Später – Roman Stanek und Jana Miklitz genossen auf der Terrasse noch den sternenklaren Himmel und den Klang der orientalischen Nacht – saß Jinan Karelin, der begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, auf seinem Bett und beobachtete seinen geöffneten Koffer, der ihm von einem Stuhl aus entgegen gähnte. Dieser Koffer war sein Zuhause. Mehr Heimat längst als irgendein Ort oder irgendein Mensch. Er war nun einundvierzig Jahre alt. Was war in diesem Alter ein Mensch, der außer einem beachtlichen Bankkonto nichts weiter als einen Koffer als Zuhause hatte? Nun, was auch immer. Er hatte einen Job zu tun. Also schlug er sich entschlossen auf seine Schenkel, schnaufte tief aus und machte sich auf den Weg zum Zimmer von Mira Haland.

Nummer 134. Da war es. Er rückte sich noch einmal seinen Binder zurecht und wollte sich gerade ausgiebig räuspern, als er eine Stimme aus besagtem Zimmer vernahm. Eine freche Frauenstimme, die irgend jemandem gerade eine gehörige Standpauke hielt. Jinan Karelin wagte, die Zimmertür einen Spalt weit zu öffnen. Und was er dann durch den Türspalt sah, nahm ihm mit einem Mal vollends die Kraft, seinen Unterkiefer in der allgemein üblichen Position zu halten. Er sah Mira Haland. Und an ihrem Kopf einen Telefonhörer. Sie hörte, schimpfte und hörte wieder. Bewegungen und Reaktionen eines Körpers, den er noch ein paar Sekunden

zuvor makellos einschätzen zu können geglaubt hatte. In einer Mischung aus Wut, schleicher Gewissheit und wild wuchernder Ratlosigkeit betrat er Mira Halands Zimmer und schlug die Tür wuchtig hinter sich zu. Sie erschrak kurz. Dann, erstaunlich rasch, fasste sie sich wieder und lächelte ihm mit diesem völlig ungewohnten und selbstbewussten Blick so schrecklich warm entgegen. Sie beendete ihr Telefongespräch und ging langsam auf den grau melierten Mann mit dem inzwischen hochroten Gesicht zu. Sie trug ein himmelblaues Nachthemd, das die entscheidenden Stellen ihres braungebrannten Körpers offensichtlich gar nicht verdecken *wollte*. Dann ließ sie ihre Hand über seine Wange fahren und sah ihm mit einem zarten Lächeln und einem seltsam glitzernden Blick direkt in die Augen.

„Wäre es nicht zutiefst bedauerlich, wenn ich deine wundervolle Stimme *tatsächlich* nicht hören könnte? Hm?“, flüsterte sie.

Jinan Karelin schwieg. Etwas anderes war ihm auch, weiß Gott, nicht möglich. Seine Kiefer zuckten und seine Augenbrauen zogen sich in einer undefinierbaren Mischung aus Verärgerung und Neugier zusammen.

„Dass es so einfach wäre, hätte ich wirklich nicht gedacht“, sagte sie und legte ihren Kopf an seine Brust. „Ich bin ein durch und durch schlechter Mensch, musst du wissen. Ich habe in meinem ganzen Leben bislang nichts anderes getan, als zu lügen, mich zu verstellen und die Wünsche und Sehnsüchte einsamer Seelen auszubeuten. Ich bin eine Betrügerin. Und ich bin hier, um dich zu betrügen. So sieht es aus. Ich habe so oft in meinem Leben Liebe gespielt – ich habe schließlich

allein davon gelebt –, dass ich nun nicht die geringste Ahnung habe, was man tun muss, wenn man tatsächlich liebt“.

Jinan Karelin wollte lachen. Oder weinen. Oder verdutzt schauen. Oder etwas unglaublich Kluges sagen. Oder wenigstens die ihm gewohnte Hintertür finden. Aber er stand weiter einfach so da.

„Verstehst Du nicht?“, fragte Mira Haland ein wenig verwundert. „Ich bin eine Hochstaplerin. Ich habe dich ursprünglich nur wegen der schätzbaren Zahlen auf deinem Bankkonto ausgewählt. Ich bin eine Betrügerin. Das ist, wovon ich lebe. Woraus ich existiere. Das Kleid da habe ich gestohlen. Ich habe die Taube gespielt, um die Hemmungen und die Skepsis von so reinen und warmen Herzen wie dem deinen zu nehmen. Ich lebe von der Lüge. Seit ich denken kann. Drum habe ich nun auch nicht die geringste Ahnung, was ich so plötzlich mit der Wahrheit anfangen soll. Und..., und die besagt nun einmal, dass ich dich liebe. Kein Profit. Kein grandioser Clou. Alles was ich bin, was ich war, ist in Frage gestellt. Ich liebe dich, Jinan Karelin. Jedes Haar an dir, jede Regung, jeden Atemzug, jede Faser deines altmodischen Anzugs. Aber ich bin alles andere als reich und alles andere – das darfst du mir glauben – als taub und hilflos. Ich bin nichts weiter als eine freche Göre, die als Kind zu viele Märchen von glitzernden Schlössern, von goldenen Schlitten mit schneeweißen Pferden – und von verborgenen Schätzen gelesen hat, von denen ich glaubte, dass sie irgendwo da draußen auf mich warten und meinem unzureichenden Leben einen glanzvollen Sinn geben. Und erst jetzt habe ich den verborgenen Schatz

gefunden. So ganz anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Du bist es. Mein Opfer. Eine eigentlich schlichte ökonomische Kalkulation. Die ich nun mehr liebe, als das mir gewohnte Leben. Das ohne dich nicht mehr das Geringste wert ist.“

Sie grub ihren Kopf tief in Jinan Karelins Brust.

„Bitte liebe mich, Jinan Karelín. Bitte vergiss, was ich war, was ich bin. Bitte, lass mich so sein, wie du bist. Lass mich da hinein gehören, wo du hinein gehörst. Bitte liebe mich. Und gib mir die Möglichkeit, einmal, nur ein einziges Mal nichts und niemanden, nicht einmal mich selbst betrügen zu müssen.“

„Lass mich so sein, wie du bist“. Jinan Karelín, der (an sich) begabte Hochstapler und Heiratsschwindler, musste innerlich lauthals lachend seinen Kopf schütteln – ob der grotesken Gewissheit, dass dieses so bezaubernd ‚ehrliche‘ Wesen da vor ihm doch vor allem anderen eben haargenau so *war*, wie er. Dann nahm er ihr Gesicht in seine Hände und drückte es fest an seine Stirn. Und er sah glitzernde Schlösser, von schneeweißen Pferden gezogene Schlitten und verborgene Schätze. Und er wusste, dass er und sein Koffer all die Jahre lang nichts anderes gesucht hatten als das.

Eine Sternschnuppe.

„Wir müssen uns jetzt partout was wünschen, Frau Miklitz“, gähnte Roman Stanek und wies mit ausladender

Geste in den schon nahezu unrealistischen Sternenhimmel über der Terrasse.

„Ich wünschte, ich hätte eine Ahnung, was unseren guten Karel dort hinten so bedrückt“, sagte Jana Miklitz und zeigte auf den einsam zusammengekauerten Reiseleiter an der Bar in ihrem Rücken.

„Vielleicht das schlechte Gewissen darüber, dass er uns den halben Tag lang uns selbst überlassen hat“, war Roman Stanek bemüht, sich zu so später Stunde noch zu empören.

Was Karel tatsächlich bedrückte, konnten in diesem Augenblick selbst die beiden inzwischen nun wirklich recht phantasieerprobten Weltenbummler nicht einmal erahnen. Und erst einen Tag später, am letzten Abend vor ihrer Heimreise, konnte Jana Miklitz ihn mit einer höchst verständnisvollen Stimmlage, einer beruhigenden Hand und ein paar Drinks dazu bewegen, ihr von seinem bedrückenden Erlebnis zu berichten. Sie saßen wiederum in der Bar und Roman Stanek ‚las‘ neben ihnen gelangweilt in einem Magazin für zeitgemäße Gartenpflege. In Arabisch.

„Ich...“, Karel versuchte krampfhaft, einen irgendwie passenden Einstieg für seine Erzählung zu finden, „...Sie werden mir vermutlich nicht ein einziges Wort glauben. Und ich hätte weiß Gott mehr als bloß Verständnis dafür“, sagte er und nahm einen tiefen Schluck aus seinem Cocktailglas. „Ich würde es mir ja auch nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte. Sie erinnern sich noch an gestern Nachmittag? Als ich so plötzlich verschwunden war und Sie sich vermutlich über

mein schlechtes Benehmen und meine zweifelhafte Berufsauffassung echauffiert haben?“

„Ja“, raunte Roman Stanek von der Seite, den Blick noch immer in sein Magazin gesenkt, in dem er nicht ein Wort lesen konnte. „Wir erinnern uns durchaus. Klar und deutlich...“

„Sie werden nicht glauben, was ich gefunden habe“, fuhr Karel fort. „Zuerst war es nur ein Loch, in dem eine Katze verschwunden war. Irgendwo auf fast ebenem Boden. Ich will versuchen, es kurz zu machen: Also, irgendwie machte mich das ungemein neugierig. Als hätte ich schon was geahnt. Ich grub ein wenig, das Erdreich gab nach, und ich landete unsanft zwei oder drei Meter tiefer. Auf glattem Steinboden. Ein Gang. Zu beiden Seiten gesäumt mit etwa dreißig steinernen Schakalen. Dem leicht abwärts geneigten Korridor folgte eine größere Halle. Das muss man sich vorstellen, knapp acht oder neun Meter unter der Erde! Die Halle, vielleicht siebzig Quadratmeter groß, war bis oben hin voll mit prächtigen Artefakten, Statuen, Schmuck, Waffen und der obligatorischen Stein-Armee. Ein Grab. Das Grab eines Königs. Aber nicht auf zwanzig Meter Höhe in den Fels geschlagen, wie all die anderen, sondern neun Meter unter der Erde. Das musste ein ganz besonderer König gewesen sein, soviel war bereits klar. Als ich dann, lediglich im Licht meines Feuerzeugs, die Schriftzeichen an den Wänden zu entziffern versuchte, entdeckte ich die erste Sensation. Bestattet war hier niemand anderer als – der große *Rasim Arihl II.*! Das ‚vergiftete Schwert‘. Seit Jahrtausenden galt sein Grab als unauffindbar. Vielleicht nicht einmal wirklich existent. Und ich, ein dummer

Student und Gastarbeiter, habe es – Pardon – beim Pinkeln entdeckt. Nach einer Weile fand ich schließlich auch den Sarkophag. Das Gesicht war aus dem goldenen Deckel herausgebrochen. Da aber sonst nichts gefehlt zu haben schien, konnten da wohl kaum Grabräuber am Werk gewesen sein. Die wagen sich ja ohnehin nicht ins Innere der Kammern. Ich nehme an, die Verstümmelung des Sargdeckels und dieses ganze würdelose Versteck dort tief in der Erde war die Rache der mächtigen Priester des alten Glaubens, den sie nach Rasim Arihl's Tod auch umgehend wieder zur Staatsreligion machten. Den widerspenstigen Despoten aber einfach irgendwo zu verscharren, ohne die üblichen Beigaben und Rituale, das hatten sie dann offensichtlich nun auch wieder nicht gewagt. Immerhin war er ein Halbgott. Und vermutlich der befremdlichste, undurchschaubarste und beeindruckendste Monarch seiner Zeit. Dem über zahllose Generationen gewohnten Respekt vor der Macht der Könige konnte man sich scheinbar nicht einmal bei diesem verhassten Visionär und Veränderer entziehen. Und es mussten Freunde oder treue Anhänger bei seiner Bestattung beteiligt gewesen sein. Denn in dem Sarg, in einer der Seitenwände neben dem unmumifizierten Skelett, fand ich eine Inschrift. Die zweite Sensation. – Die mich noch teuer zu stehen kommen sollte. Dort stand übersetzt (und ein wenig frei interpretiert): *Dies ist der verbliebene Leib von Rasim Arihl II., Halbgott.*“, Karel griff sich konzentriert an die Nasenwurzel und bemühte sich, alles möglichst genau und zutreffend in sein Gedächtnis zurück zu rufen. „Moment, ich habe es mir hier aufgeschrieben. Ach ja, genau: ...*Halbgott, Sohn des*

*Einen, Herr über die Zwölftausend, Vater und Bruder des Volkes des langen Flusses, die starke Hand des Diesseits, weiser Richter im Jenseits. In den fernen Tagen, in denen die Macht des Betrugers verweht sein wird, kommt der Erkorene, um Recht, Schwert und Atem zu sein des Königs und der Rache am verächtlichen Mord derer, die des falschen Glaubens sind. Der Erste wird es sein, den die Macht des verbliebenen Leibes zu sich befahl. Zwölf Schritte der Sonne sind ihm, um die ruchlose Tat zu öffnen und dem Sohn des Einen Ruhe zu geben. Tod und Sühne der Seinen soll kommen, wenn er seine Aufgabe vergibt.* Das müsste so ziemlich genau dem entsprechen, was da vor über dreitausend Jahren in den Sarkophag gekerbt worden war. Ein Fluch, wenn man das Ganze in Prosa übersetzt. Der erste, der das Grab des Rasim Arihl II. entdecken sollte – das bin in dem Fall ja vermutlich wohl ich – wäre demnach auserkoren, die schändliche Mordtat aufzuklären, um dem toten Herrscher seine ewige Ruhe zu schenken. Sollte dieser ‚Erkorene‘ aber versagen, würde sich eine Flut aus allerlei bösen und tödlichen Dingen über ihn und seine komplette Verwandtschaft ergießen. De facto war ich nun also verflucht, bis ich meine Aufgabe erfüllt hätte. Und zwar innerhalb von etwa fünfzehn Stunden, wenn ich das dort erwähnte und damals landesweit gebräuchliche Zeitmaß umrechne. Über solch einen (vermeintlichen) Unsinn habe ich mir zu diesem Zeitpunkt vor lauter Erstaunen und Unglauben natürlich nicht den Kopf zerbrochen. Über die Wände der Kammer zog sich ein schmaler Streifen aus stilisierten Darstellungen. Außerordentlich gut erhalten. Eine... Bildergeschichte, könnte man sagen.

Sie beschrieb einen Tag im Leben des mächtigen Rasim Arihl. Von der morgendlichen Zeremonie des Ankleidens bis hin zum abendlichen Empfang der Bittsteller und Minister. Ein – wenn man das in diesem Zusammenhang überhaupt zu sagen wagen kann – bis zu diesem Punkt völlig ‚gewöhnlicher‘ Tag im Leben eines antiken Monarchen und Halbgottes. Doch am Ende der Bildergeschichte stand eine schakalköpfige Figur hinter dem Thron des Königs, mit einer Art Axt in seiner Hand, die deutlich zum tödlichen Schlag ausholte. Der Mörder. Beziehungsweise seine symbolische Darstellung. Die Wandmalereien mussten ebenfalls von einem Anhänger des Rasim Arihl stammen, irgendeinem Vertrauten mit ausreichend Einblick in die wahren Hintergründe des Mordes, welcher auf diese verschlüsselte Weise der Nachwelt vermutlich hilfreiche Hinweise zur Aufklärung der Untat geben wollte. Das alles..., das war alles so..., so unglaublich. So großartig. So irrsinnig. Und so beängstigend. Aus irgendeinem Grund wollte oder konnte ich später dann einfach nicht darüber sprechen. Was sollte ich davon halten? Ich hatte soeben vermutlich die atemberaubendste archäologische Entdeckung in der fünftausendjährigen Geschichte dieses Landes gemacht. Da ist man einfach nicht nur für den Rest seines Lebens völlig baff, vielmehr hat man doch nicht die geringste Ahnung, wie sich die Verbreitung dieser Story auf einen selbst auswirken könnte. Was der wirklich angemessene nächste Schritt sein sollte. Und wem sollte ich es denn erzählen? Nun, ich habe irgendwann angefangen, so meine Pläne zu machen. Am Nachmittag dann, als wir im Hotel eintrafen, hatte ich bereits eine Nachricht in

meinem Schlüsselfach. Ich solle unbedingt so schnell wie möglich bei mir zuhause anrufen, es handle sich um einen Notfall, der keinen Aufschub gestattete. Natürlich raste ich sofort zum nächsten Telefon. Auf der anderen Seite ging mein Schwiegervater an den Apparat. Allein das hatte mich schon da ausreichend beunruhigt. Was ich dann aber aus seinem Munde hören musste, übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Ich habe eine kleine Tochter. Warten Sie – hier..., ein Bild. Das dahinten, auf der Schaukel, das ist sie. Das schönste und klügste Geschöpf auf Erden. Habe ich nicht Recht? Sie ist gerade einmal neun Monate alt und hat schon die Kraft eines Büffels, beobachtet die Welt mit ihren großen Kugelaugen rund um die Uhr. Eine Art Embolie, hätten die Ärzte gesagt. Praktisch über Nacht. Eine bislang völlig unbekannte Abart. Und das Unglaublichste: Bei meiner Frau hätten sich fast zeitgleich haargenau die gleichen Symptome eingestellt, schluchzte mein ansonsten nicht so sonderlich sensibler Schwiegervater. Knapp fünf Stunden zuvor habe er sie gefunden und sofort ins Krankenhaus gebracht. Sie rangen mit dem Tode. Ich war wie unter Drogen gesetzt. Kaum ein klarer Gedanke wollte mir vor Angst, Schmerz und Verzweiflung in den Kopf kommen. Der erste, der dann irgendwann doch kam, erschien mir gleich als der absolut dümmste, in meinem unzurechnungsfähigen Zustand aber vielleicht verständlichste. Der Fluch. Meine Güte, ich habe an einem 13. Geburtstag, schwarze Katzen, verschüttetes Salz oder zerbrochene Spiegel sind mir nun wirklich absolut Wurscht. Aber irgendwie setzte sich dieser Gedanke in mir fest. Eine Embolie, zudem noch

diese fast völlig unbekannte Abart, war doch keinesfalls ansteckend, es konnte darum doch auch einfach kein Zufall sein, dass die beiden mir wichtigsten Menschen auf der Welt gleichzeitig an der selben ominösen Krankheit litten. Was glaubt man nicht alles, wenn das auf dem Spiel steht, was einem noch weit wichtiger ist als das eigene Leben. Ohne lang zu überlegen, noch in der gleichen Nacht, schnappte ich mir aus meinem Koffer ein paar Bücher, einen Block und ausreichend Stifte, lieh mir vom Portier eine kräftige Taschenlampe und machte mich mit einem Lieferwagen des Hotels auf den Weg zur Grabstätte des ‚vergifteten Schwertes‘. Ich stieg hinunter in die Grabkammer und verglich die Wandmalereien mit allem, was meine Bücher hergaben. Interpretationen der damals gängigen Stilisierungen, Vergleiche mit der diffizilen Bildersprache der bekanntesten Künstler, Charakterisierungen der heute noch identifizierbaren Persönlichkeiten am Hofe des Königs, die politische Situation der Dynastie, Zeitströmungen, Strategien, einfach alles, was zur Auflösung dieses Falles von Bedeutung sein konnte. Ich versuchte, einen Kriminalfall zu lösen, der über dreitausend Jahre zurücklag. Allein anhand meiner studierten Kenntnisse und einer verschlüsselten Wandmalerei. In dem verirrten Glauben, mein Kind und meine Frau dadurch vor dem Tode bewahren zu können. Ich weiß: völlig verrückt. Aber wie gesagt – wer kann, in selbst nüchterner Betrachtung der Situation, da den ersten Stein werfen? Nach etwa fünf Stunden schließlich der erste Hauch eines Verdachtes, der sich zusehends erhärtete. Es hatte da offensichtlich irgendeinen Zwist zwischen dem König und seinem

Gardegeneral gegeben. Die wilde Eliteinheit dieses hochrangigen Militärs, der sich stets in direkter Nähe des Monarchen aufhielt, wurde ‚die Schakale des Einen‘ genannt. Und ihr Führer ‚Hüter der Schakale‘! Wie sich schließlich allmählich herausstellte, hatte eine der Nebenfrauen des Herrschers offenbar geplant, zukünftig ihre ganz eigenen Wege zu gehen. Ein wucherndes Komplott, nicht ohne sexuellen Hintergrund, hatte die benachteiligte Gemahlin des Halbgottes und den General in einer zusehends weitreichenderen Intrige verbündet, die den Sturz des streitbaren Herrschers zur Folge haben sollte – und ja schließlich auch hatte. Der tatkräftigen logistischen und politischen Unterstützung der alten Priester konnte man sich dabei zu Recht sicher sein. Bereits wenige Monate, nachdem dem Gardegeneral des Königs der erste Entwurf des Umsturzplanes – vermutlich im Bett besagter Nebenfrau – angetragen worden war, war das gesamte Land, das Militär, die geistliche und politische Elite und die Propaganda des unterhaltungssüchtigen Volkes vollständig von den geduldig kriechenden Tentakeln der Intrige infiltriert. Der tatsächliche Mord, ausgeführt von eben jenem Gardegeneral, war schließlich bloß noch Formsache. Ich hatte es geschafft. Und sogar noch knapp eine Stunde vor Auslaufen des..., na, sagen wir ‚Ultimatums‘. Ich eilte zum Eingang der Grabstätte und ritzte mit einem spitzen Stein die ganze frisch gewonnene Wahrheit über den Tod des Rasim Arihl in die Wand. Ich hatte meine Aufgabe erfüllt. Ob ich nun allmählich den Verstand verloren hatte oder nicht – das war mir inzwischen nun wirklich völlig einerlei. Ich raste zurück zum Hotel und rief zuhause an.

Na? Was denken Sie? Richtig. Man hatte durch ‚Zufall‘ die antiseptische Wirkung eines eigentlich bloß als schmerzlindernd konzipierten Medikamentes entdeckt. Wie von Zauberhand waren beide wieder wohlauf, Vogelzwitschern, Sonnenaufgang, glitzernde Streichersätze. Ich habe keine Ahnung, was in diesen letzten, wohl unvergesslichsten Stunden meines Lebens wirklich geschehen ist. Vielleicht war ich vor Angst und Hilflosigkeit einfach fast wahnsinnig geworden. Vielleicht gibt es tatsächlich einen Fluch des ‚vergifteten Schwertes‘. Ich weiß es nicht. Es ist mir auch völlig gleichgültig. Der Mensch sollte sich lieber ausgiebiger mit dem Wenigen befassen, das er wirklich begreifen kann, das ist für mich ganz persönlich die Moral der Geschichte. Damit hat er doch auch genug zu tun. Was hat denn sein bedauernswerter Verstand auch in den Regionen zu tun, die er gar nicht greifen kann? Eben...“

Jana Miklitz lächelte und nahm einen tiefen Schluck Kaffee. Auch sie hatte etwas gelernt. Vielleicht ja tatsächlich erst jetzt. Es war nicht wichtig, zu wissen, dass Karel nichts weiter als ein brillanter Schwindler war. Und dass es sich bei besagtem Loch um nichts weiter als einen versiegten Brunnen und bei seiner Erzählung um nichts weiter als die vielgeübte Phantasie eines geborenen Scherzboldes handelte. Es war nicht wichtig, zu wissen, welcher ominöse Gastgeber ihr da all diese wundervollen Geschichten und Ansichten der Welt präsentierte. Es war nicht wichtig, zu wissen, was es mit diesem merkwürdigen roten Buch auf sich hatte. Es war wichtig, nur für ein paar Momente wenigstens vergessen zu können, was einem für gewöhnlich wichtig erscheint. Nur

einmal im Leben etwas irgendwie einfach so zu wissen, ohne es wirklich wissen zu müssen.

Jana Miklitz lächelte noch immer, als sie und die übrigen den ‚Teufelsbus‘ in Richtung Flughafen betraten. Und sie lächelte auch, während sie nun in umgekehrter Richtung noch einmal die ganze unebene, improvisierte Seele des Orients an sich vorüber rollen sah; die winkenden Kinder in den löchrigen bunten Pullovern am Straßenrand, die Kamele, die den vorüberlärmenden Bus nur mit einem verschlafenen Blick und dem Winken ihrer Unterlippe zur Kenntnis nahmen, den Sand, den Staub, die farbenfrohen Wüstenpflanzen, den Trampelpfad mit den riesigen Hinweisschildern, die wohl eine Autobahn imitieren wollten, die Werbeschilder mit den attraktiven Schnauzbartträgern, deren schneeweißes Lächeln für Erfrischungsgetränke, Automobile oder Zahnseide warb. Als würde ein geringsehener kleiner Film zurückgespult. Wieder flatterte der Wind durch ihr blutrotes Halstuch. Und wieder zauberte das Glas ihrer Armbanduhr in der funkelnden Mittagssonne vielfarbige Muster in ihr Gesicht. Ein paar Reihen weiter, auf der gegenüberliegenden Seite, saß wieder der ältere Herr im beigen Anzug. Mit der karierten Mütze, der kräftigen Hornbrille auf seiner großen, dicken Nase, mit dem Kinn, das übergangslos in die Falten der Brust mündete und mit den Ohrläppchen, die ganz allmählich der Schwerkraft zum Opfer zu fallen drohten. Das karierte Taschentuch, das aus der Brusttasche baumelte, das andere als Nackenschutz unter der

Mütze. Und in der Hand hielt er wieder dieses Buch. Dieses rote Buch. Und sie lächelte nun nicht zuletzt, da sie ganz allmählich zu wissen glaubte, was es mit diesem auf sich hatte. Sie lächelte in Richtung Mira Haland und Jinnan Karelin, und als könnten diese ihr Lächeln in ihrem Nacken spüren, drehten sich beide um und lächelten zurück. Jana Miklitz lächelte nach vorn zu dem Platz neben der alten Busfahrerin, von dem aus Karel, der grobschlächtige Reiseleiter, ihr mit einem schelmischen Grinsen antwortete. Sie lächelte neben sich in das nachdenkliche Gesicht von Herrn Stanek, der ihr ein weiches, gelöstes Lächeln zurück sandte. Ob auch er es verstanden hatte? Vielleicht ebenfalls eigentlich seit langem, ohne davon wirklich zu wissen? Er war der Beharrlichere, Begierigere und Reaktivere von ihnen beiden. Gerade die Skepsis des prosaischen Geschäftsmannes, der er ja alles in allem eigentlich wohl auch recht gerne war, war vermutlich für die Tiefe seines Erlebens verantwortlich. Seine plötzlichen und ungewohnten Stimmungswechsel mochten ein Zeichen dafür sein. Für die Intensität, mit der besonders die absolut gegensätzlichen Pole aufeinander wirken. So gegensätzlich, wie die Welt des Gewohnten und die des Unentdeckten, deren natürliche Abstoßung wahrscheinlich für seine innere Zerrissenheit der jüngsten Vergangenheit verantwortlich war.

Jana Miklitz lächelte und dachte an ihre erste Begegnung mit dieser Welt des Unentdeckten. Damals vor zwei Jahren, als der vermeintliche Irrläufer in ihrer Post aufgetaucht war. Die erste Einladung ihres unsichtbaren Gastgebers. Das erste rote Kuvert. Mit nichts außer ihrem Namen darauf. Und es hatte auch noch einige Wochen

dauern sollen, bis man ihr herauszufinden erlaubt hatte, von wem und weshalb ausgerechnet sie den roten Umschlag erhalten hatte. Jana Miklitz schloss die Augen und dachte noch einmal zurück an ihren ersten Schritt durch ‚die Tür‘. Sie erinnerte sich an das Gipfelglühen, an die versteckten Dörfer in den Hängen der weißen Steinmassen, an die atemberaubenden Kunststücke der einheimischen Skifahrer, an die berauschenden Feste und all die rätselhaften Überlieferungen der Tarejischen Bergvölker. Und sie erinnerte sich an die alte Julia Tarek.

„Ich heiße Julia Tarek, Kindchen. Das nur, falls das hier unsere letzte Seilbahnfahrt gewesen sein sollte“, sagte die alte Frau und griff mit ihrer rauhen, fleckigen Hand zittrig nach der von Jana Miklitz. Ein heftiger Sturm heulte und stöhnte um die Gondel, die nun fast fünfzig Meter über dem Abgrund hilflos hin und her pendelte. Aufgrund des plötzlichen Wetterumschwungs hatte man die Maschine der Seilbahn von der Talstation aus sicherheitshalber abgeschaltet.

„Wie lange kann denn so etwas wohl dauern...?“

Die alte Frau hatte Angst. Und Jana Miklitz fühlte sich der ihr eigentlich völlig unbekanntem Dame sogleich derart verbunden, dass sich ihre Hände wie selbstverständlich mit dem warmen Druck und dem Schutzversprechen um die der alten Frau schlossen, wie man es eigentlich nur von einem Familienmitglied oder sonstwie eng vertrauten Menschen erwartet. Nicht aber von einer wildfremden Person. Ob Julia Tarek jedoch

tatsächlich ein solcher wildfremder Mensch für sie war, das hatte Jana Miklitz schon bei ihrer ersten flüchtigen Begegnung in der Talstation aus irgendeinem noch undurchsichtigen Grund bezweifeln wollen. Irgendwo war ihr die alte Dame im unscheinbaren Taubenblau bereits zuvor einmal begegnet, das hätte sie schwören können. Aber sie konnte sich beim besten Willen nicht erinnern. Jetzt, fast fünfzig Meter über dem Abgrund, mit all dem Lärm der Wetter und dem Krachen des Metalls ringsum, schon gerade nicht. Zögernd wagte sie einen Blick aus dem Fenster nach unten. Wie das Maul eines gewaltigen Schneemonsters brüllte ihr eine bodenlose, tiefschwarze Schlucht entgegen. Eine dieser zahllosen, unergründlich tiefen Narben im geschundenen Rücken der Tarejischen Gebirgswüste, die sich in den Jahrhunderten mit allerlei Mythen und Märchen angefüllt hatten. Ein saugender, finsterner Schlund, umsäumt von mächtigen Tannen, die wie schwarze Reißzähne auf Opfer zu lauern schienen. Darüber wirbelte eine dichte Gischt aus Schnee und Gehölz, und dunkelrote Wolken rollten bedrohlich über die Sonne.

„Tauchen Sie ein in die geheimnisvolle Macht der Natur – das er aber auch immer alles so wörtlich meinen muss“, keuchte die alte Frau und ließ ihren Blick besorgt über das Panorama der Plexiglasscheiben fahren.

„Wer?“, fragte Jana Miklitz.

„Unser ‚unsichtbarer‘ Gastgeber, natürlich. Wenn ich es nicht besser wüsste, käme ich glatt auf den Gedanken, dass das Ganze da draußen mal wieder sein Werk ist.“

„Sie kennen ihn also auch nicht? Das ist doch verrückt. Wer schenkt wildfremden Menschen denn einfach so all

diese aufwendigen Reisen und Feste? Zudem, ohne sich dabei zu erkennen zu geben? Das kostet doch sicher ein Vermögen. Ein Philanthrop? Ein verrückter Millionär? Oder ist das Ganze einfach ein Werbegag?“

„Ich habe wirklich keine Ahnung, Kindchen. Und ich stelle mir diese Fragen nun schon seit über fünfzehn Jahren! Alles, was ich weiß, ist...“

In diesem Moment ließ ein heftiger Ruck die Reisenden erschreckt aufstöhnen. Doch der Ruck bedeutete Gutes. Ein lautes, metallisches Quietschen, ein rhythmisches Surren, und die Fahrt hinauf in 3450 Meter Höhe ging weiter. Offenbar hatte der Wind gedreht und konnte der Gondel nun nicht mehr gefährlich werden.

Über ihnen wälzte sich eine weiß glänzende Steinwand hinauf in die Wolken. Hier und da klebten verwitterte Holzhütten und kleine Brücken an den Hängen. Kaum vorstellbar, dachte Jana Miklitz, dass in dieser eisigen Höhe Leben, Elektrizität oder gar Tourismus zu erwarten sein konnten. Um so erstaunter war nicht nur sie, als sich schließlich das Gipfelplateau vor der Gondel ausbreitete. Die weitläufige Bergstation, ein edler, reich verzierter und verwinkelter brauner Holzbau, dessen Fundament aus mächtigen Steinbrocken sich elegant an den Hang schmiegte, musste wohl über einhundert Jahre alt sein. Die Technik jedoch, die von der seitlich liegenden Gondelstation versprochen wurde, war hochmodern und außerordentlich gepflegt. Der Hauptbau, etwa fünf Stockwerke hoch, beherbergte ein Hotel, eine Gaststätte und einige kleine Geschäfte mit weinroten Markisen. Etwas weiter dahinter, am Rande einer Anhöhe, lag eine winzige Kapelle. Und auf der Anhöhe verwitterte ein

breites, flaches Jagdhaus vor sich hin, bereits fest im unentrinnbaren Griff der Pflanzen und Tiere, die sich den Hügel mit den Jahren Stück für Stück zurückerobert hatten. Von der Anhöhe weg wanden sich in Sternform etwa ein Dutzend Pfade und Pisten den Abhang hinab, auf denen Wanderer ihre Rucksäcke und Gamsbarthüte hinunter trugen oder kleine Gruppen von Skifahrern ihre Schlangenlinien in den Pulverschnee zogen. Mit kleinen Sesselliften gelangte man dann bequem wieder aus allen Richtungen zum Gipfel hinauf.

Die Gondel wurde langsamer, pendelte aus und ließ sich gemächlich von dem röhrenförmigen Hals des Gipfelbahnhofs verschlingen.

„Wie heißen Sie, Kindchen?“, fragte Julia Tarek und zog behutsam ihre Hand wieder zu sich. Sie versuchte ein Lächeln. Doch Jana Miklitz konnte deutlich erkennen, dass Lächeln nicht unbedingt zu den ausgebildetsten Regungen der alten Frau gehörte. Irgendeine vage Seelenverwandtschaft schimmerte zwischen den beiden, drum störte es Jana Miklitz auch eher wenig, in ihrem Alter ‚Kindchen‘ gerufen zu werden. Irgendwie mochte sie es sogar recht gern.

„Jana Miklitz. Und bevor Sie fragen müssen: Ja, dies ist meine erste Reise in dieser Runde. Drum kenne ich auch niemanden hier. Ich weiß nicht einmal, warum ich die Einladung überhaupt angenommen habe. Ist sonst gar nicht meine Art. Zumal ich ja nicht mal weiß, wer mich da eingeladen hat.“

„Kommt noch, Kindchen. Kommt noch. Alles zu seiner Zeit. Und Sie haben doch noch so beneidenswert viel

davon. Kommen Sie, wir lassen die Koffer auf unsere Zimmer bringen und gehen eine Kleinigkeit essen, hm?“

*„Die weiße Pracht und Gewalt der Tarejischen Gipfel. 3450 Meter über den Dingen. Gleißende Sonne in azurblauem Himmel. Ein schneeweißer, wild wuchernder Landstrich, in dem die Kinder mit Skischuhen an den Füßen aus dem Mutterleib kommen und die Mythen und Märchen der uralten Wälder noch heute in jedem Gesicht und jedem Atemzug gegenwärtig sind. Entdecken Sie den wahren Geist der Berge. Tauchen Sie ein in die geheimnisvolle Macht der Natur‘.* – Von welchen Mythen und Märchen ist da die Rede?“, fragte Jana Miklitz, legte ihre Einladung beiseite und widmete sich wieder ihrem Salat. Der Schneesturm und die dunkelroten Wolken hatten sich inzwischen endgültig aufgelöst, und die Mittagssonne warf nun ein buntes Gewirr aus Lichtflächen und Schattengeflechten in die Gaststube der Bergstation. Durch die wild verschnörkelten Verstrebenungen der hohen Panoramafenster, deren gelbe und grüne Gläser wie ein Kaleidoskop leuchteten.

„Was glauben Sie denn, Kindchen, wo all die Geschichten herkommen, die man Ihnen als Kind vorgelesen hat, um Ihnen Angst oder Mut zu machen oder die Welt so zu erklären, dass Sie sie verstehen? Sie stammen aus den Ängsten, dem Mut und dem Erklärungsbedarf der Menschen, denen die Natur vor

allem bedrohlich, fordernd und rätselhaft erscheinen musste. Drum haben diese Überlieferungen ihre Wurzel auch meist dort, wo das Leben am Härtesten und die Natur am mächtigsten ist. Das Leben in den Tarejischen Bergen war vor einem halben Jahrhundert noch eines der entbehrungsreichsten überhaupt. Vieles, das nicht erklärt werden konnte, wie unbekannte Krankheiten bei Mensch und Tier, der Grund der schwarzen Schluchten, die unberechenbaren Wetterwechsel oder all die anderen Launen der Natur, denen gegenüber das Hirn und die Erfahrung des Menschen einfach zu gering war, versuchte man in Geschichten und Glaubensbekenntnissen zu erklären, um so seine Nachkommen und sich selbst zu beruhigen. So viel anders funktioniert das eigentlich auch heute nicht. Nur, dass wir uns mit dem Erwachsenwerden gezwungen fühlen, die Mythen und Märchen, mit denen man uns das Erwachsensein erleichtern wollte, abzulegen und zu vergessen...“. Die alte Frau ließ ihre Gabel sinken, seufzte tief und schaute durch das Fenster hinaus ins tiefe Schwarz der Tarejischen Bergwälder. „...Ja, leider vergisst man dann dabei rasch noch ein paar ganz wichtige Dinge gleich mit, Kindchen“, murmelte sie, eigentlich inzwischen mehr zu sich selbst. „Träumen, Glauben, Vertrauen, Kämpfen, Suchen, Lieben. Während man als Kind noch ein Teil des Lebens ist, wird man nur allzu bald dazu genötigt, ein Feind des Lebens zu sein. Aus schlichter Arroganz und Selbstverlogenheit gegenüber den eigenen Ängsten und sonstigen Unzulänglichkeiten. Wir bauen Schiffe, Flugzeuge, Wolkenkratzer und Fernsehgeräte, vernichten Feind,

Tier, Natur, alles in größtmöglicher Masse, allein, weil wir die Macht dazu haben. Nur um uns selbst zu beweisen, dass wir keine willfährigen Opfer des Lebens mehr sind, sondern seine Beherrscher. Dabei ist es uns ganz allmählich abhanden gekommen, das Leben. Und am Schluss – sind wir Fremde. In unserem eigenen Zuhause...“

Das ist eine sehr verbitterte, einsame alte Frau, dachte Jana Miklitz. Und es musste schon eine ganze Weile her gewesen sein, dass jemand sie etwas gefragt oder auch nur das Gespräch mit ihr gesucht hatte.

„Ich..., ich werde ein wenig spazieren gehen, Kindchen. Es würde mich freuen, wenn Sie hier und da wieder ein wenig Zeit fänden, mit mir zu plaudern.“

Jana Miklitz lächelte, nickte und sah der alten Dame noch eine ganze Weile nach, wie sie zur Rezeption humpelte und sich Hut, Stock und Mantel bringen ließ. Sie fragte sich, wer von ihnen beiden nun eigentlich wirklich mehr Zeit zur Verfügung behalten hatte. Sie, mit Leib und Verstand hoffnungslos verheddert im Takt des Alltags, ohne wirklich mit Begriffen wie Träumen, Glauben, Vertrauen, Kämpfen oder Suchen noch wirklich etwas anfangen zu können – oder diese alte Frau im unscheinbaren Taubenblau, die jeder Bewegung, jeder neuen Ansicht und jeder Minute für sich eine ganz eigene Bedeutung zu geben schien und sie darum auch in dem gemächlichen Tempo ihrer letzten Jahre voll auskostete. Irgend etwas schien ihr Gespräch in Julia Tarek erregt zu haben. Woher sonst kam die plötzliche Verlorenheit der alten Frau in diesen merkwürdigen Gedankensprüngen, die einer eigentlich recht schlichten Frage gefolgt waren?

Warum der abrupte Aufbruch? Und weshalb kam sie ihr nur so verflucht bekannt vor? Sie aß grübelnd ihren Salat auf und erkundigte sich beim Ober, wie sie auf kürzestem Wege an ein Paar vernünftiger Skier und einen Routenplan kommen konnte.

Am Abend hatte sich Jana Miklitz gehörig ausgetobt. Über und über mit Schnee bedeckt, verschwitzt und von der Sonne leicht verbrannt entstieg sie dem letzten Sessellift und schleppte sich gut gelaunt mit geschulterten Skiern den Pfad zum Hotel hinauf. Sie war müde, freute sich auf eine Dusche und einen warmen Ofen, an dem sie mit ein wenig einheimischer Musik und etwas Tee mit Rum den Tag ausklingen lassen konnte. Sie war inzwischen wohl der letzte Gast, der sich um diese Zeit noch außerhalb des Hotels herumtrieb. Aus der Gaststube tönten ihr schon von weitem die ersten Akkordeonklänge entgegen, und der süße, unwiderstehliche Duft irgendeiner nationalen Kalorienbombe drang in ihre Nase. Ansonsten war es zu beiden Seiten ihres Weges still und menschenleer. Drum musste sie das leise Kinderlachen, das sie nun plötzlich von weiter rechts, aus dem finsternen Dickicht des Waldrandes hören konnte, um so mehr erstaunen. Sie blieb stehen und neigte ihren Kopf hin und her, um im Schatten der gewaltigen Tannen etwas erkennen zu können. Da. Eine kleine, weiße Gestalt huschte hektisch aus dem Schutz eines Baumstammes zum nächsten. Wieder Kinderlachen. Und

wieder tauchte das weiße Leuchten irgendeines weiten Stoffes aus dem Dunkel hervor – um ebenso schnell wieder in ihm zu verschwinden. Sie versuchte, mit ihrem Blick dem Knacken der Äste zu folgen, so dass er sich immer wieder rasch an die huschende Gestalt heften konnte, bevor sie von der Finsternis erneut verschluckt werden würde. Ein kleiner Junge. Vielleicht neun oder zehn Jahre alt. Mit sauber pomadiertem Haar. In einem altmodischen Nachthemd, das wohl nicht einmal in dieser archaischen Gegend irgendwo in den vergangenen fünfzig Jahren noch erhältlich war. Sie hatte mit einem Mal so ein mulmiges Gefühl. Irgendwie wollten die Details dieser Szene nicht so recht ineinander passen. Etwas Entrücktes, Irreales lag über der Anhöhe. Dann entfernte sich das Lachen, flatterte immer tiefer in den Wald hinein, bis es schließlich vollends vom Rauschen der Tannen verschluckt worden war. Stille. Einige Minuten lang. Mit einem mal glomm ein Licht aus der Tiefe des Waldes hervor. Genau aus der Richtung, in die das Lachen des Jungen verschwunden war. Ein dumpfes, grünliches Licht, dessen Intensität unaufhaltsam zunahm. Bald wurde es so hell, dass es sich in Hunderten diffuser Strahlen durch das Geäst drängte und bis in Jana Miklitz' Gesicht leuchtete. Ein paar Augenblicke später verebbte aber auch das Licht wieder, und die Anhöhe schien endgültig in ihren gewohnten Urzustand zurück versetzt. Jana Miklitz stand noch eine ganze Weile unschlüssig so da, die Skier starr auf die Schultern geheftet und die letzten Tropfen mechanisch von ihren Lippen leckend, die noch von ihrer Skimütze tropften. Und erst, als keine Tropfen mehr tropften, erwachte sie aus ihrer Apathie

und machte sich kopfschüttelnd an die letzten Meter, die sie noch von ihrer Dusche und dem warmen Ofen trennten.

Aus irgend einem Grund hielt es Jana Miklitz nicht für angebracht, der alten Frau von ihrer seltsamen Beobachtung zu erzählen. Vielleicht wollte sie es erst einmal selbst vollständig verdaut haben, bevor sie das Erlebte zur Diskussion stellte. Dafür war sie aber längst viel zu müde, so dass sie beschloss, lieber dem zu lauschen, das Julia Tarek so zu sagen hatte. Nicht zuletzt, da ihr allein der Klang ihrer Stimme schon dieses wohlige, vertraute Gefühl vermittelte, das sie jedoch beim besten Willen noch immer nicht einordnen konnte. In der Gaststube, zwischen Jagdtrophäen, Heiligenbildern und signierten alten Fotos von verwegenen Skifahrern, Schauspielern und ganzen Generationen von Wirtinnen und Wirten, saß eine etwa zwanzig Gesichter zählende Gästeschaft. Bis auf den rotbäckigen Akkordeonspieler alles Gesichter, die Jana Miklitz ihrer neuen und – mit Ausnahme von Julia Tarek – noch völlig unbekannt

Reisegesellschaft zuordnen konnte. Rein äußerlich schienen sie alle rein gar nichts gemeinsam zu haben. Ja, vielleicht verband sie ja auch gerade das. Der Umstand, dass eine Gruppe von Menschen sich untereinander *derart* unterschied. Sie aßen, plauderten leise, sinnierten vor sich hin oder lasen. Wie der junge Mann, ein Student wohl, der direkt neben ihr saß und seinen Blick tief in die Zeilen eines kleinen Buches vergraben hatte. Irgendwo hatte sie dieses Buch schon einmal zuvor gesehen. Die Farbe gefiel ihr. Ein saftiges, klares Blutrot.

„Sie kennen sich recht gut aus in den Tarejischen Bergen, Frau Tarek. Habe ich recht?“, fragte Jana Miklitz. „Haben Sie mal hier gelebt?“

Die Frage schien der alten Frau nicht zu behagen. Eine ganze Weile verbrachte sie allein mit gedehntem Räuspern und mit dem Richten ihres Rocks.

„Nun..., das ist lange her. Alles ist lange her, wenn man in meinem Alter ist, Kindchen. Seltsamer Weise erinnert man sich dann gerade an das am Genauesten, das am längsten her ist.“

„Wie an die Mythen und Märchen, die einem das Erwachsenwerden erleichtern sollten?“

„Ja – an die ganz besonders. Ich könnte Ihnen nun beim besten Willen nicht sagen, was für eine Frisur ich trug, als ich noch in ihrem Alter war. Ich könnte Ihnen ja nicht einmal sagen, ob mein vor über zwanzig Jahren verstorbener Mann seinen Scheitel nun links oder rechts trug. Aber an den frechen Julian..., an den kann ich mich noch heute ganz genau erinnern.“

„Julian? Ein Schulfreund?“

Die alte Frau schmunzelte und blickte tief in die Glut des Ofens neben sich.

„Nein, Kindchen. Vielmehr als das. Und zugleich viel weniger. Es hatte meine Eltern fast acht Jahre gekostet, mich davon zu überzeugen, dass er gar nicht existierte. Oder nur in meiner Phantasie, zumindest. Was für sie auf das gleiche hinauslief.“

„Für Sie nicht?“

„Oh nein. Ganz und gar nicht. Mir war es eigentlich völlig gleichgültig, ob dieser weise, gewitzte und mutige kleine Kerl nun in der Wirklichkeit oder nur in meiner Einbildung existierte. Er war da. Ich mochte ihn. Und ich glaubte an ihn. Das war wichtig. Dadurch lebte er. Ich war ungefähr fünf, als ich ihn zum ersten Mal sah. Er saß plötzlich vor mir. An meinem kleinen weißen Tisch, an dem ich zu malen oder basteln oder meine Puppen zu verarzten pflegte. So wirklich, wie Sie jetzt vor mir sitzen. Ein hübscher Bursche, etwa genau so alt wie ich. Er hat mir in den folgenden Jahren großartige Dinge erzählt, über das Leben und das, was sich tief versteckt dahinter verbirgt, wenn man nur genauer hinschaut. Er hat mir beigebracht, dass man mit jedem Lebewesen reden kann, mit Tieren, sogar mit Fliegen und Blindschleichen, und auch mit Bäumen und Blumen. Das Zwerge, Feen und winzige verzauberte Völker versteckt im tiefen Dickicht der Wälder leben. Zumindest, wenn man Zwerge, Feen und verzauberte Völker braucht.“

„Ein imaginärer Spielgefährte. So etwas hatte ich leider nie. Ich kann mich zumindest nicht mehr daran erinnern. Vielleicht habe ich ja zuwenig Phantasie?“

„Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden, Kindchen. Das liegt vermutlich daran, dass Sie an eine allgemeingültige, an eine einzige Welt glauben. Die für alle gleich ist. Schauen Sie..., hier, die Rose in dem Glas da auf dem Tisch. Für Sie bedeutet sie vermutlich Liebe, Freude, Schönheit und Duft. Sie ist diesem Moment ein Teil einer Welt, die Sie als angenehm empfinden. Ich bin als Kind in einen Rosenbusch gefallen. Für mich bedeutet eine Rose darum vor allem Dornen, Blut und Gestank. Meine Welt ist augenblicklich, in Gegenwart einer Rose, darum vielleicht nicht ganz so wohlig. Es gibt Abermilliarden von Einflüssen, die das, was wir empfinden, was wir denken und glauben, bedingen. Und da diese Abermilliarden von Einflüssen auf jeden anders wirken, für jeden ein anderes, ein ganz eigenes Bild entwerfen, lebt jeder von uns in einer völlig anderen Welt. Wenn es also Abermilliarden von Welten gibt, warum sollte dann nur das existieren oder möglich sein, an das Sie ganz persönlich, aus ihrer Privatwelt heraus, glauben? – Ach, Kindchen, ich denke, ich habe einfach etwas zuviel Rum in meinen Tee bekommen. Eine törichte, verwirrte alte Frau, das bin ich.“

„Aber Frau Tarek –.“

„Nein, lassen Sie nur. Ich wollte bloß, Sie könnten wenigstens für einen Augenblick sehen, was ich...“

In diesem Moment knallte etwas Dumpfes von außen an die Scheibe neben ihnen. Eine wilde, unmenschlich verzerrte Fratze und die dazugehörigen Hände pressten sich gegen das Glas. Dasselbe an den anderen Fenstern. Grünliche Fackellichter huschten um das Haus. Wildes Geheul, Pfeifen, Schreien, Klappern und das

hundertfache Scheppern von Kuhglocken wurde laut. Verunsichert und unentschlossen suchten die Gesichter der Gäste Aufklärung in dem jeweiligen anderen. Die ersten, die begriffen hatten, was dort draußen vor sich ging, griffen sich lachend ihren Mantel und drängten nach draußen. Dort bot sich ein aberwitziges, unglaubliches Panorama. Durch blutrotes, blaues und gelbes Licht jagten Dutzende von Fabelwesen, Hexen, Dämonen und Kobolde mit Fackeln in den Händen. Auf antiquierten Skiern aus purem Holz, denen sie die atemberaubendsten Fahrten, Sprünge, Saltos und sonstigen Kunststücke abverlangten. Die bizarre Meute verteilte sich mit ohrenbetäubendem Lärm über den gesamten Hügel, raste die Hänge Richtung Tal hinab und rauschte auf halsbrecherischen Pfaden durch die Wälder, während sie mit Fackeln und allerlei okkulten Tiersymbolen, Standarten und Knochengebilden jonglierte. Eine Maschine pumpte silberne glitzernde Späne in die Szenerie, und aus dem Himmel regnete die Glut prächtiger Feuerwerksexplosionen herab. Der ganze Berg schien umschwirrt von kleinen grünen Lichtpunkten. Und das Echo des Geheuls, des Rasseln, Scheppern, Klappern, Schellen und Krachen schien bis weit hinter die Landesgrenze zu hallen. Doch plötzlich zogen sich der Lärm, das Licht und die heulende Meute zu allen Seiten zurück, bis nur noch ihre Schemen am Rand der Anhöhe zu erkennen waren. Eine erwartungsvolle und verwirrte Ruhe breitete sich aus. Die Gäste standen dicht gedrängt unter dem Vordach des Hotels und starrten wie gebannt auf eine große Freifläche, auf die nun von irgendwoher ein blaues Licht

fiel. Und wie aus dem Nichts entstand inmitten des Lichts der Körper einer grazilen, langhaarigen Schönheit mit großen Insektenflügeln an ihrem Rücken. Auf den ersten Blick schien sie bis auf die Flügel und ein Paar Skier nackt zu sein. Auf den zweiten oder dritten musste vor allem der männliche Teil der Gäste jedoch enttäuscht zur Kenntnis nehmen, dass dieser Eindruck lediglich von einem fleischfarbenen Trikot erweckt wurde. Aus irgendeiner Richtung wuchs der seichte Sopran eines Knabenchores heran, der im Tarejischen Dialekt eines dieser traurig heiteren Volkslieder sang. Und in einer Geschmeidigkeit, die nur schwerlich irdischen Ursprungs sein konnte, begann die grazile, langhaarige Schönheit ihre Glieder der Musik anzupassen. Jana Miklitz hätte zuvor niemals glauben wollen, dass ein Mensch auf Skiern tanzen kann. *Diese* Bewegungen aber, so elegant, so gefühlvoll und ausdrucksstark, die wollte sie nicht einmal jetzt glauben, wo sie sie vor sich sah.

„Meine lieben Freunde“, schallte eine freundliche Stimme aus der Luft. Jana Miklitz suchte die Lautsprecher, konnte sie aber nicht entdecken. „Haben Sie einige der Gesichter erkannt? Sie haben sie vielleicht in den vergangenen Jahrzehnten vergessen. Doch hier stammen sie her. Hier oben, wo es dem Menschen noch immer nicht wirklich gelungen ist, die Natur zu brechen, haben sie überlebt. Willkommen in der Welt, die Sie vergessen haben. Willkommen genau da, wo immer Sie gerade sein wollen. Willkommen zuhaus.“

Als das ganze Spektakel endgültig verraucht war und auch der letzte Gast sich wieder zu Tee, Rum und Ofenfeuer zurückgezogen hatte, genoss Jana Miklitz noch eine ganze Weile die Stille, die nun über der Anhöhe rings um die Gipfelstation, die kleine Kapelle und das verlassene Jagdhaus herrschte. Sie vermisste die alte Frau, die sie schon seit ihrem Aufbruch nach draußen nicht mehr zu sehen bekommen hatte. Und sie warf einen skeptischen Blick zum Waldrand. Kein Leuchten, keine verborgene Gestalt im Nachthemd. Das beruhigte sie. Wenn es auch diese undefinierbare Erwartungshaltung nicht wirklich vertreiben konnte. Gerade wollte sie dem amüsierten Pulk nachfolgen, als sie in dem alten Jagdhaus ein Licht bemerkte. Nun, dieser Abend war ohnehin bereits jeglicher Alltäglichkeit entledigt, dachte sie, da könnte es auch nicht schaden, ausnahmsweise auf das um diese Zeit gewohnte Kissen zu verzichten, um dem Ursprung dieses Lichts auf den Grund zu gehen. So stieg sie den Pfad zur Spitze des Hügels hinauf, klopfte artig an die ohnehin geöffnete Eingangstür des Hauses– und machte den entscheidenden Schritt hinein.

„Hallo? Würde sich bitte jemand zu erkennen geben?“

An der Decke knarrten die Dielen. Schritte polterten über Jana Miklitz hinweg zur weiter hinten liegenden Treppe. Und ein verrußter älterer Herr im Blaumann stapfte ihr von der Stiege aus entgegen.

„Kann ich Ihnen helfen, junge Dame?“, sagte der Mann.

„Oh, ich bin nur ein bisschen neugierig. Wer... hat denn hier eigentlich gewohnt? Ist doch eine Schande, so etwas so furchtbar vergammeln zu lassen.“

Der ältere Herr schnaufte und rieb sich mit seinem Taschentuch den Ruß aus dem Gesicht.

„Ja, da haben Sie wohl recht. Ist eigentlich auch gar nicht meine Aufgabe, hier nach dem Rechten zu sehen. Ich meine, als Hausmeister der Gipfelstation bekomme ich das eigentlich gar nicht bezahlt. Aber... es stirbt halt so unbeachtet vor sich hin, das alte Haus. Kümmert sich ja keiner drum. Ich habe auch nur hin und wieder mal Zeit, hier ein paar Viecher zu vertreiben, die größten Schäden zu beseitigen und mich um all das edle Holz zu kümmern. Schauen Sie mal. Hier, das Treppengeländer. Das ist Teak. Und..., und das Parkett ist pures Wurzelholz. Hier, schauen Sie. So was darf man doch einfach nicht verfaulen lassen, oder? Ist wirklich eine Schande.“

„Also? Kennen Sie die Besitzer? Wer hat hier zuletzt gewohnt?“

Der ältere Herr überlegte kurz, aber in eindrucksvoller Pose. „Also – das muss nun schon etwa sechzig Jahre her sein. Ich war damals Spüler in der Küche der Gipfelstation. Da lebte hier eine kleine Familie. Warten Sie, ich leuchte Ihnen. Kommen Sie, ich zeige Ihnen ein paar Überbleibsel der alten Pracht, die hier vor ein paar Jahrzehnten noch herrschte.“

Er führte sie durch die verbliebenen Fragmente eines verblichenen Haushaltes. Vieles war noch zu entziffern, niemals aber genug, um dem Ganzen noch den Hauch von wirklichem Leben verleihen zu können. Ein totes Haus. Das auf bedrückende Weise den Eindruck erweckte, dass es nun nur noch recht wenig Interesse an

der Verbreitung seiner längst vergangenen Lebendigkeit hatte.

„Mutter, Vater, Kind“, sagte der ältere Herr im Blaumann. „Eine richtige Idylle, sollte man meinen. Aber so einfach macht es einem der da oben ja nun einmal nicht. Was haben wir sie nicht alle beneidet, die Herren des Gipfels. Geld, Respekt, alles, was man eben so braucht, um so einen einfältigen Landstrich zu beeindrucken. Ist ihnen gelungen, eine ganze Zeit lang. Aber glücklich gemacht hat es sie nicht. Gas. Ganz plötzlich in der Nacht. Die ganze Familie. *Beinahe* die ganze. Verreckt an ausströmendem Gas. So ein dummer, unnötiger Tod. Ein undichter Herd, hieß es. Oben, wo es zwischen Küche und Schlafstube keine Wände hat. Alle Fenster und Türen fest verschlossen. Draußen war es bitterkalt. Januar. Ein furchtbar unfreundlicher Monat in dieser Gegend. Die einzige Überlebende, die kleine Tochter, schwor, dass einer ihrer Spielgefährten die Hähne aufgedreht hatte. Den Untersuchungen nach, war die Arretierung der Hähne schadhaft. Aber damals gingen eine Menge ganz verschiedener Gerüchte um. Kann heute keiner mehr so sicher sagen. Die Kleine kam ins Heim oder zu Pflegeeltern – irgend so etwas. Und das Haus starb. Nur mir macht es halt noch Freude, wenigstens die Grundsubstanz aufrecht zu erhalten. Keine Ahnung, warum, um ehrlich zu sein.“

„Hat denn niemand nach diesem ominösen Spielgefährten geforscht? Hätte doch etwas dran sein können. Und so viele ‚Verdächtige‘ kann es hier ja nicht gegeben haben.“

„Ja, eben. Die Kleine war bekannt für ein gehöriges Maß an Phantasie. Hier gibt es keine Spielgefährten. Vielleicht hat sie die Hähne selbst aufgedreht, was weiß ich. Auf jeden Fall wird sie ihres Lebens nicht mehr froh geworden sein, soviel ist sicher.“

„Ja. Soviel ist sicher“, sagte Jana Miklitz und verabschiedete sich höflich.

Der kommende Vormittag verging für Jana Miklitz, wie sich Jana Miklitz einen Vormittag in dieser Gegend vorstellte. Skifahren, Plaudern bei geistigen Getränken in bemüht rustikaler Umgebung, Skipass, Leihgebühren, Hotelgutscheine. Am Frühabend stand sie schließlich wieder genau dort, wo sie zur selben Zeit am Vortag gestanden hatte. Am Fuße der Anhöhe, wieder als letzter sich außerhalb des Hotels bewogender Gast. So stand sie also wiederum da, die Skier auf den Schultern, die Tropfen der Skimütze auf den Lippen, nichts außer der Stille der geleerten Umgebung in den Ohren. Und wartete. Weil sie irgendwie wusste, dass sich die merkwürdige Geschichte genau jetzt und hier weiter bewegen würde. Und genau so war es auch. Julia Tarek, die alte Frau, gekleidet in Grau – Mantel, Hut und Regenschirm – tauchte am Waldrand auf. Sie sah sich ein paar mal um – und natürlich sah sie ausgerechnet die exponierteste Person der gesamten Szenerie nicht. Jana Miklitz, die sich mit ihrer farbenfrohen Skimontur mitten auf freiem Weiß befand. Nachdem sie sich von der trügerischen Intimität der Situation überzeugt zu haben

glaubte, stapfte Julia Tarek ins Dunkel des Dickichts und verschwand darin. Und Jana Miklitz legte ihre Skier beiseite. Denn sie konnte ja gar nicht anders, als der alten Frau zu folgen.

Jana Miklitz begann bald nicht schlecht zu staunen, dass sie der betagten, humpelnden Dame nur mit rechter Mühe nachfolgen konnte. Immer tiefer ins zunehmende Dunkel des Waldes führte sie der Weg der alten Julia Tarek, bis zu einer kleinen Lichtung, über der ein grünliches Licht glühte. Dort hockte sich die alte Frau auf einen Stein und bemühte sich um einen gleichmäßigen Atem. Jana Miklitz suchte sich derweil eine günstige Stelle, von der aus sie das folgende Geschehen auf der Lichtung gut einsehen konnte, ohne dabei selbst entdeckt zu werden. Und es sollte auch nur ein paar Minuten dauern, bis schließlich der erste Höhepunkt geboten wurde. Kinderlachen. Das sich gemächlich, aber unaufhaltsam näherte. Ein kleiner Junge erschien auf der Lichtung. Vielleicht neun oder zehn Jahre alt. Mit akkurat pomadiertem Haar. In einem schneeweißen Nachthemd.

„Sie wollen dir nicht glauben, habe ich recht?“, lächelte der Junge in Richtung der alten Frau. „Und du? Glaubst du ihnen etwa?“

„Ach, Julian“, hauchte die alte Dame, „so viel Zeit. Soviel Zeit liegt hinter all dem. Niemals hätte ich geglaubt, dass ich dich nach all den Jahrzehnten wiedersehen darf. Ich habe nicht geträumt. Du bist wieder da. Gott weiß, was ich ohne diese Gewissheit verloren hätte. Und nun..., nun habe ich das Gefühl, dass nur ein paar Tage vergangen sind. Das ist das Leben. Ein

paar Tage. Und der Weg zurück zu den Dingen, die wirklich bedeutend sind. Ein kurzer, direkter Weg eigentlich. Ich hatte es vergessen.“

„Aber so wirklich – traust du mir immer noch nicht, habe ich recht? Du musst vergessen, wessen es sich nun einmal einfach nicht zu erinnern lohnt, kleine Julia. Es war ein Unfall. Ein dummer Unfall. Weg mit den bösen Gedanken“, sagte der Junge.

„Ich bin leer, Julian“, sagte Julia Tarek. „Eine törichte, verwirrte alte Frau. Vielleicht noch ein paar Monate. Vielleicht ein ganzes Jahr. Aber auf was warte ich?“

„Auf das, was du vergessen hattest“, sagte der Junge und lächelte der alten Frau warm ins Gesicht. „Das, an das es sich zu erinnern lohnt. Komm, ich zeige dir, was du vergessen hast.“

Der Junge reichte Julia Tarek die Hand und zog sie ins Dunkel der Tannen hinein. Jana Miklitz bemühte sich, zu folgen.

„Erinnerst du dich an die kleinen Völker? An all die Wesen und Gestalten, die du sehen konntest, als du noch sehen wolltest?“, fragte der Junge. Und mit diesen Worten und einer eleganten Handbewegung rief er eine Schar grotesker Fabelgestalten in eine der kleinen Lichtungen vor ihnen. Zwerge mit roten Mützen und allerlei Werkzeug in den kleinen Händen. Feen und Kobolde, Dutzende verschiedener Fratzen, die respektvoll um die alte Frau herum schlichen.

„Du hast nicht geträumt, Julia Tarek“, flüsterte der Junge. „Und du bist niemals alt geworden. Nur ein paar Tage. Ein paar Gedanken sind vergangen. Und bald bist du wieder zuhause.“

„Ja. Zuhause...“, sagte die alte Frau, lächelte und strich dem Jungen mit bebender Hand über das Gesicht. Ein paar kleine Tränen glitzerten über ihre trockenen Wangen. Aber sie lächelte. Ein glückliches, versöhntes Lächeln. Das Lächeln eines kleinen Mädchens.

Als Jana Miklitz die Augen öffnete, dauerte es eine Zeit, bis sich die Bilder der Tarejischen Berge, der schwarzen Schluchten und silbernen Gipfel endgültig wieder aufgelöst hatten. Vor dem ‚Teufelsbus‘, am Ende der Straße, glänzten bereits die schneeweißen Rücken der Flugzeuge im Hitzeblimmern des Asphalts. Die Gesichter ihrer Reisegenossen klebten an den Scheiben und waren bemüht, noch soviel der unebenen Seele des Orients wie möglich aufzusaugen und mit nachhause zu nehmen. Karel, der Reiseleiter, verabschiedete sich über Lautsprecher mit einer letzten charmanten Schwindelei, die den Umstand betraf, dass dies die angenehmste Reisegruppe gewesen sei, die er je zu begleiten die Ehre gehabt habe.

Jana Miklitz dachte noch ein letztes Mal an Julia Tarek. Und an das letzte Mal, das sie die alte Frau zu Gesicht bekommen hatte. Ein paar Monate nach ihren gemeinsamen Tagen in den Tarejischen Bergen. Jana Miklitz war zu Besuch bei ihrer Familie gewesen. Ein prachtvoller, leiser Frühlingstag. Vor dem Nachbarhaus hatte ein Krankenwagen gestanden. Und aus der Tür hatten zwei Männer in leuchtendem Weiß eine Bahre getragen. Auf der Bahre hatte eine alte Frau gelegen. Jana

Miklitz konnte sich noch genau an dieses seltsame Gefühl erinnern, mit dem sie damals, an diesem prachtvollen, leisen Frühlingstag, das Leben aus dem Gesicht der alten Frau hatte schwinden sehen können. Sie hatte weinen müssen, damals. Nicht nur, weil sie das Gesicht gekannt hatte. Das Gesicht von Julia Tarek. Es war ihr vorgekommen, als hätte ein Lächeln auf ihm gelegen. Nachhause.

Heute, etwas mehr als ein Jahr später, war Jana Miklitz vieles klarer geworden. Nicht allein, dass sie die denkwürdige erste Einladung ihres ominösen Gastgebers der alten Julia Tarek zu verdanken gehabt hatte. Der alten Frau, die sie über viele Jahre hinweg zusammen mit dem Rest ihrer eigenen Kindheit vergessen gehabt hatte, bevor sie beidem schließlich in dieser sturmgeschüttelten Gondel über den Tarejischen Schluchten wiederbegegnet war. Ihrer Kindheit und einer vermeintlich fremden, unauffälligen alten Frau im Taubenlau. Jana Miklitz glaubte nicht an Zwerge, Kobolde, Feen und winzige, versteckte Völker im tiefen Dickicht der Wälder. Vielleicht wollte und konnte sie auch einfach nicht daran glauben. Und vielleicht bedauerte sie das. Heute konnte sie ihn förmlich vor sich sehen, den Lastwagen, der die Scheinwerfer, die Trockeneismaschine, die kleinwüchsigen Statisten und den Jungen wohl damals aufgeladen und zurück zum Hotel gefahren hatte, nachdem die alte Frau die Lichtung verlassen gehabt hatte. Die pragmatische Logistik eines unsichtbaren Gastgebers, der Menschen zu Komparsen einer gut inszenierten Geschichte machte. Alles Show. Lüge. Manipulation. Vielleicht hatte es sich genau so abgespielt

gehabt. So *musste* es sich zumindest abgespielt haben, für Jana Miklitz, die nun einmal nicht an Zwerge, Kobolde, Feen und winzige, versteckte Völker im tiefen Dickicht der Wälder glaubte. Glauben wollte oder konnte. Aber wie auch immer; wäre es in diesem Fall nicht eine *gute* Show gewesen? Eine *gute* Lüge? Eine *gute* Manipulation? Die alte Frau hatte gefunden, wonach sie die meiste Zeit ihres Lebens gesucht hatte. Hätte man sie so nicht vergessen lassen, was sie vergessen wollte? Und erinnern lassen, was sie erinnern wollte? Ein Geschenk. An eine unauffällige, einsame, verbitterte alte Dame in Grau. Ein gutes Geschenk.

Als Jana Miklitz die Gangway hinaufstieg, diese würzige Mixtur aus Mittagswind, Eukalyptus und Benzingeruch in der Nase, drehte sie sich noch einmal um und ließ ihren Blick genießerisch über all das glühende Grün, Beige und Türkis der morgenländischen Weite rollen. Nein, *sie* würde sich dennoch *nicht* bemühen, das alles hier so tief wie möglich in sich aufzusaugen, um es mit nachhause zu nehmen, wie es all die anderen für nötig hielten. Denn das war nun einmal nur ein Moment. Und die Neugier auf den nächsten viel zu groß, um diesen mit den vorangegangenen zu belasten.

„Kommen Sie mit?“, rief Roman Stanek von der Spitze der Gangway herab.

„Mehr als Sie glauben“, dachte Jana Miklitz, warf sich das blutrote Halstuch über ihre Schulter und stieg lächelnd in das Flugzeug.

Roman Stanek schmunzelt, als er mit einer unglaublich gedehnten Bewegung das Buch in seiner Hand schließt. Er schaut sich um. Kein atemberaubendes Fortbewegungsmittel, keine Tempel und Grabstätten in gleißender Südsonne, keine merkwürdigen Schicksalsverirrungen, kein Tamtam, keine Effekte, keine Tricks mehr. Die Reise ist zuende. Die ganze eigenartige Gefolgschaft des nicht minder eigenartigen ‘Veranstaltungs-Zirkus’ in Rauch aufgelöst. Jana Miklitz wieder nur der ihm völlig unbekannte Name einer ihm völlig unbekanntenen Person. Bloß eine Reihe von Buchstaben auf den Seiten eines Romans, wie alles sonstige auch. Um ihn herum ist wieder alles so, wie er es gewohnt ist. Er ist zuhause. Und hat sich tatsächlich auch nicht einen einzigen Meter von hier fortbewegt. Nun, zumindest rein physikalisch nicht. Die Lösung des Rätsels um seinen unsichtbaren Gastgeber liegt direkt vor

ihm in seinen Händen. Und auch die des Geheimnisses der roten Bücher. Denn eines von ihnen hat er schließlich soeben erst zugeschlagen. ‚Das Rote Buch‘ – allein in ihm haben all diese verwirrenden, erstaunlichen und alles außer gewöhnlichen Reisen stattgefunden. In wenigen Stunden ganze Wochen und Tausende von Kilometern. Ein Roman. Nichts davon ist wirklich. Alles nur phantasiebegabte Fiktion aus Leinen, Papier, Leim und Druckerschwärze. Der letzte und zugleich wohl genialste Coup seines Gastgebers; all die kleinen Tricks, Täuschungen und Überraschungen münden in eine einzige große, charmante Lüge. ‚Das Rote Buch‘. Und die Person seines rätselhaften Gastgebers entpuppt sich somit schlicht als die, von der er dieses Buch bekommen hat. Schon wieder – ein letztes und grandioses Mal – reingelegt.

Roman Stanek, der prosaische Geschäftsmann (der er alles in allem auch recht gerne ist), schiebt das ‚Rote Buch‘ zur Seite und lässt sich tief seufzend in seinen Stuhl zurücksinken. Sein Blick rollt träge zum Fenster, folgt einem sauber formierten Vogelschwarm in die Wolken und flattert mit ihm immer weiter und tiefer ins Unbekannte, Überraschende und Ungewisse davon.

‚...Und flattert mit ihm immer weiter und tiefer ins Unbekannte, Überraschende und Ungewisse davon‘, liest Jana Miklitz, atmet tief durch und schlägt das ‚Rote Buch‘ zu. Merkwürdig vertraut, dieser Herr Roman

Stanek, von dem dort zu lesen war. Als würde sie ihn tatsächlich kennen, als habe sie all die sonderbaren Reisen des ‚Roten Buches‘ tatsächlich gemeinsam mit ihm erlebt. Dabei hat sie diesen Namen auf den ersten Seiten des Romans zum ersten Mal in ihrem Leben zur Kenntnis genommen. Ob er wohl tatsächlich existiert? Immerhin hat sie gerade erst von erfundenen Erlebnissen lesen können, in denen sie selbst – also zweifellos doch eine reale Person, wenigstens dessen konnte sie sich wohl noch sicher sein – die Hauptrolle spielte. Dann könnte es sich bei besagtem Herrn doch ebenfalls um eine tatsächlich irgendwo existente Gestalt handeln. Und bei den übrigen? Eine Kindheitserinnerung namens Julia Tarek ist ihr beim besten Willen nicht bekannt. Oder hat sie vielleicht tatsächlich mehr vergessen, als sie glaubt? Wie dem auch sei – im Moment wird sie sich einfach nicht sicher, welche Gedankengänge diesem Buch und den in ihm erlebten Ereignissen angemessen wären. Welche Schlüsse ihr ‚Gastgeber‘ nun von ihr zu ziehen erwartet. Sie lässt den Blick zäh durch ihre Umgebung fahren. Auch ihr kommt ihre gewohnte Kulisse nun beinahe fremd vor. Vielleicht sogar ein wenig enttäuschend. Was liegt denn eigentlich wirklich zwischen dieser vertrauten Welt und der, von der im ‚Roten Buch‘ zu lesen ist? Bloß eine Idee? Ein kluger Gedanke? Der unbefangene Mut zum Neuen, zum Ungewohnten? Das Vertrauen ins Fremde, ohne dessen Eroberung die Vorzüge des Gewohnten doch eigentlich auch nie entstanden wären? Oder einfach die pure Vorstellungskraft? Vermutlich von allem ein Stück. Die Entscheidung darüber, ob der Erhalt des ‚Roten Buches‘

nun eher bloß kurzweilige Zeitvergeudung oder doch ein außerordentlich kostbares Geschenk bedeutete, liegt nun allein in ihrer eigenen Hand. Ganz allmählich erscheint ihr gar nicht mehr so wichtig, ob all die gelesenen Orte und Begebenheiten, ob Roman Stanek und all die anderen Protagonisten nun wirklich existierten oder nicht. Entscheidend ist allein, dass alles das existieren *könnte*. Dass rein niemand ihr die Möglichkeit nehmen kann, aus dem Geist des ‚Roten Buches‘ und den phantastischen Wegen und Möglichkeiten, die sie von ihrem unsichtbaren Gastgeber geschenkt bekam, Wirklichkeit werden zu lassen. Ihr Blick gewinnt die Milde eines klugen, zufriedenen Lächelns. Eine leicht entzündliche Spur Entschlossenheit. Und sie entschließt sich zu wissen, dass sie noch vor wenigen Minuten tatsächlich durch die flirrend heiße Luft des Orients gegangen, mit den Wolken 2000 Meter über dem Meer in ferne Länder geschwebt, durch die Tiefen der Tarejischen Wälder gegeistert, den rätselhaften Launen des Schicksals, einem atemberaubenden Spektakel nach dem anderen und einer Reihe faszinierender Persönlichkeiten und deren Geschichten begegnet ist. Allein, weil es ja so hätte sein *können*. Oder sein *kann*. So sieht es aus.

*„Willkommen in der Welt der Fremde. Willkommen genau da, wo immer Sie gerade sein wollen.  
Willkommen zuhaus“.*